

EIN DREI-FRAUENROMAN

KOMME

DA NOCH WAS?

TANJA TROMBITAS



PARLEZ

Tanja Trombitas

KOMMT DA NOCH WAS?

Ein Drei-Frauenroman

Inhalt

Sybilla war nicht immer Putzfrau gewesen.

Sybilla war nicht immer eine alleinstehende Mutter gewesen.

Sybilla ahnte schon lange, dass ihr Mann sie betrog, bevor sie den Beweis dafür erhielt.

Sybilla war nicht immer eine Läuferin gewesen.

Dass Sybilla hinter den Betrug ihres Mannes kam.

Wie gut, dass am Montag nach der lebenseinschneidenden Geburtstagsfeier Sybillas Karenzzeit endete.

Nachdem Sybilla nach Jahren wieder ein geregeltes Leben führe, das nirgendwo hinführte, kam der Frust darüber wieder zurück.

Sybilla hatte nicht immer Jobs wie im Haus Nr. 5 angenommen.

Sybilla hatte tatsächlich einen Weg gefunden, der ihr das Putzen im Haus Nr. 5 radikal versüßte.

Sybilla hatte nicht gedacht, dass diesem Moment eine noch größere Niederlage innewohnen konnte.

Sybilla war schon früh eine Masturbierende gewesen.

Sybilla konnte natürlich nicht sein, was sie noch nie gewesen war und auch nie sein wollte: eine Erpresserin.

Den neuen Mitbewohner in Haus Nr. 5 lernte Sybilla niemals kennen.

Der Knall hallte nicht sanft in Sybillas Kopf wider. Er knallte immer und immer wieder in voller Lautstärke und ließ sie zusammenschrecken.

Sybilla hatte noch nie einen Cliffhanger in real erlebt. Zumindest so einen massiven.

Sybilla war die Zeit noch nie so relativ vergangen.

Sybilla war noch nie gekündigt worden.

Sybilla stellte fest, dass sie sich verliebt hatte.

Sybilla war schon immer geflüchtet.

Sybilla betrat Haus Nr. 5, wie sie es noch nie betreten hatte – als Nicht-Putzfrau.

Sybilla war nicht mehr geübt im Schweben.

Sybilla rauschte noch immer der Kopf. Und daran war nicht nur der Rum schuld.

Der größte Teil des Schlafs war geschlafen.

Sie trafen sich erstmals auf neutralem Boden.

Blumen. Mit Blumen kann man eigentlich nichts falsch machen.

Mit Blumen beworfen zu werden, hatte sie sich immer romantischer vorgestellt.

Alexander rief nach ihr. War es eigentlich normal, dass ihre Vulva auf seine Stimme reagierte?

Sybilla war nicht immer Putzfrau gewesen.

Sie hatte mal einen „richtigen“ Job. Einen Job, den man als einen richtig guten bezeichnet hatte. War darin sogar ziemlich erfolgreich gewesen – für eine Frau. Und das war wohl das Problem: Sie wollte erfolgreich sein wie ein Mann. Oft hörte sie, sie wäre *die* Beste, sie wollte aber *der* Beste sein. Denn *die* Beste stand noch immer für die beste Frau. Hingegen triumphierte man als *der* Beste über alle. So zumindest empfand es Sybilla. Wie ihr Chef das fand, war nicht ganz klar. Denn obwohl er sie zweifelsohne für saugut hielt und sie mit wichtigen Projekten betraute, stand sie irgendwann still und kam nicht weiter. Konnte an ihrem plötzlich festgefrorenen Standpunkt sehen, wie die Kollegen an ihr vorbeizogen. Die wurden befördert, mit größeren Projekten betraut, konnten ihre Karrieren vorantreiben. Sybilla konnte das nicht. Und sie wusste nicht, wieso. Also beschloss sie, ein Gespräch mit ihrem Chef zu führen. Sie würde einfach verlangen, was ihr ihrer Meinung nach zustand. Sie wollte klären, warum sie nicht weiterkam, während er anderen dabei auch noch unter die Arme griff.

Das Gespräch erschütterte ihr Weltbild. Noch heute kocht die Wut in ihr hoch, wenn sie daran dachte. Ihr Bauch verkrampfte sich und sie hatte das innige Bedürfnis, etwas zu zertrümmern. Am besten einen Stuhl am Kopf ihres Chefs. Es konnte nicht allzu schwer sein, ihn dafür ausfindig zu machen. Würde sie ihn zuerst befragen, ob er seine Meinung von damals aus ihrem Gespräch noch teilte, um ihm eine Chance zu geben oder würde sie gleich mit dem Zertrümmern beginnen?

Das Gespräch hatte ihr zum ersten Mal in aller erbitterter Wahrheit vor Augen geführt, was es für karrieretechnische Konsequenzen hatte, eine Frau zu sein.

Wie sie gezittert und geschwitzt hatte vor dem Gespräch! Akribisch hatte sie sich vorbereitet, um über jeden Zweifel erhaben zu sein. Hatte Projekte herausgesucht, die perfekt gelungen waren und rekapituliert, was genau ihre Rolle dabei gewesen war. Was sie zum Erfolg beigetragen hatte. Dabei wollte sie auf keinen Fall Vergleiche anführen. Warum bekommt der Kollege xy einen besseren Posten und warum ich nicht. Das kam ihr kindisch vor. Wie zwei

Geschwister, die nicht verstanden, warum die eine in den Sandkasten durfte und die andere nicht. Nein, sie hatte sich vorgenommen so objektiv wie möglich zu bleiben und allein die Hard Facts ihrer Leistungen sprechen zu lassen. Alles für die Würscht. Denn natürlich ging es niemals nicht um Hard Facts. Es ging um Folgendes:

„Ja, aber wollen sie denn nicht jetzt irgendwann mal auch Kinder bekommen?“

Das waren die Worte, mit denen ihr Chef ihre Forderung nach Beförderung quittierte. Nachdem sie ihm ausführlich ihre Vorteile geschildert und dargelegt hatte, wie gut sie ihren Job machte und explizit nach einem Sprung auf der Karriereleiter verlangte, kam er ihr mit Babys! Mit ungelegten Babys noch dazu.

Das war einer der Momente in Sybillas Leben, in dem sie wirklich perplex war. Sie wusste tatsächlich nicht, was sie darauf erwidern sollte. Es traf sie wie der sprichwörtliche Hammer. Oder mehr wie eine Bratpfanne, die vom Aufprall gegen ihren Schädel in Schwingungen versetzt worden war und nun metallisch dumpfe Töne von sich gab. Hatte er das gerade wirklich gesagt? Ein „Ähhh“ war alles, was ihren noch immer offenen Mund verließ.

„Schauen Sie, natürlich, ich weiß, dass ich das eigentlich nicht fragen darf und dass es mich auch nichts angeht. Aber für mich als Unternehmer ist es nun einmal wichtig, zu wissen, wie sehr ich mich auf meine Mitarbeiter verlassen kann. Wenn ich Sie jetzt befördere, haben Sie erreicht, was Sie wollen, und da fällt ihnen dann vielleicht plötzlich ein, dass alles, was Ihnen noch zum Glück fehlt, ein Baby ist. Dann fällt mir eine Person in einer Schlüsselposition aus. Dann sind Sie weg und ich muss mir jemanden Neuen suchen. Und wenn Sie zurückkommen, wollen Sie nur noch Teilzeit arbeiten, laufen mitten in Besprechungen davon, weil Ihr Kind Läuse oder Was-weiß-ich hat und außerdem sind Sie dann mit dem Kopf sowieso nicht mehr 100%ig bei der Sache.“

So oder so ähnlich waren die Worte ihres Chefs gewesen. Ihm zu sagen, dass sie jederzeit – jetzt! – kündigen konnte und damit in einem Monat und dann für immer fort wäre, wollte ihr damals nicht einfallen. Wie abstrus es war, zu denken, dass sie um eine

Beförderung ansuchte, um schwanger zu werden und nicht, um in ihrer Karriere voranzukommen, hielt sie ihm auch nicht vor. Dass einer ihrer Kollegen letztens ganz spontan den halben Tag freigenommen hatte, weil überraschenderweise doch noch eine Runde am Golfplatz freigeworden war, ließ sie auch unerwähnt. Sie stand auf und ging mit einem „Ich verstehe, danke für das Gespräch.“

Als sie sich aus ihrem Sessel erhob und verabschiedete, hatte sich ihr Chef beeilt, die Tür zu seinem Büro vor ihr zu erreichen, um sie ihr aufzuhalten. Er war ganz entspannt und gelassen gewesen, im Unklaren darüber, was er gerade etwas angerichtet hatte. Aber er hatte ihr noch einen guten Rat mit auf den Weg gegeben: „Wissen Sie, irgendwann ist es zu spät für Kinder und dann bereuen die Frauen es.“

Ihr wäre nie in den Sinn gekommen, dass das der Grund hätte sein können: Ihre Fähigkeit schwanger zu werden behinderte ihre Karriere. Natürlich! Warum war sie da nicht selbst darauf gekommen? Diese absolute Dämlichkeit wäre eigentlich der bessere Grund für die Stagnation im Job. Die gläserne Decke, da war sie! Natürlich wusste sie um ihre Existenz. Aber sie hatte sie noch nie zu spüren bekommen. Oder eigentlich: Ihr war nicht bewusst gewesen, dass es das war, was sie zu spüren bekam. Nun war sie mit der Nase draufgestoßen worden und hatte sie nicht als solche identifiziert. Nein. Ihr Chef musste sie mit Nachdruck dagegen knallen, so dass es eine mächtige Beule gab, damit sie checkte, was Sache war. Die gläserne Decke. Wie blind konnte man sein! Dass sie nicht an dieses Hindernis gedacht hatte, mochte daran liegen, dass sie sich – bis jetzt – als Mensch betrachtet hatte. Sie war in der glücklichen Lage gewesen, bis vor kurzem keine Nachteile gegenüber ihren männlichen Mitmenschen verspürt zu haben. Oder: Sie war nur zu naiv gewesen, sie wahrzunehmen. Jetzt und frisch ausgestattet mit dem Gleichberechtigungs-Radar, war der nicht mehr wegzukriegen. Dauernd schlug er Alarm. Jetzt wo sich das Defizit gezeigt hatte, machte es sich überall bemerkbar. Wie ein Tumor, der zu streuen begonnen hatte, sah sie die weibliche Benachteiligung. Wie bei einem all um sich greifenden Krebs, fühlte es sich sinnlos

an, dagegen anzukämpfen. Man verlor nur die Haare beim Kampf, vor lauter Stress aufgrund von Hilflosigkeit. Bei einer Sache schlug der Radar besonders aus. Diese einen Sache, die Sybilla bis jetzt lapidar hingenommen hatte und ab jetzt mit anderen Augen sah, stieß die Nadel des Radars, der in Wirklichkeit gar keine hatte, an die Grenzen seiner Kapazität und verlangte nach mehr zum Ausschlagen. Nach einem Martinshorn, dass laut gellend Gefahr! Gefahr! Gefahr! rief.

Die Männerrunde war die eine Sache. Nicht dass sie wirklich so hieß. Sybilla nannte sie jetzt so, nachdem sie festgestellt hatte, dass diese lose zusammengewürfelte Runde, die sich nach Feierabend, oft auch zwischendurch im Büro auf einen Kaffee zusammensetzte, nur aus Männern bestand. Ab und an war eine Frau dabei aber immer auch nur eine. Auch Sybilla war einmal dabei gewesen, denn man brauchte keine besondere Einladung oder gar ein geheimes Klopfzeichen an einer verborgenen Tür, in einer dunklen Gasse des Büros, um daran teilzunehmen. Alles, was man tun musste, war, sich dazuzugesellen. Und Geschichten zu teilen. Diese Geschichten – und Sybilla ging davon aus, dass es immer so war, wie sie es einmal erlebt hatte – handelten immer von Triumph: Wer das dickste Auto fuhr, wer wen beim Tennis geschlagen hatte, wer das größte Haus hatte. Die Männer versuchten sich gegenseitig mit ihren Errungenschaften zu übertrumpfen und klopfen sich dabei und zwischendurch kräftig auf die Schultern – mal zum Trost, mal zur Bestätigung. Es ging aber auch um die Siege anderer: Darum wie jemand seiner Frau bei der Scheidung ein Schnippchen geschlagen hatte, einem Geschäftspartner gezeigt hatte, wo der Hammer hing, aber genauso ging es um den Mega-Fußballstar, der durch einen Transfer zu einem anderen Club jetzt mehr denn je absahnte und alle anderen – na eben übertrumpfte. Und es ging auch nicht immer um Geld, es ging um Gewitztheit, darum die Oberhand zu behalten, die Macht gespürt zu haben, einen anderen zu übertreffen. Nicht nur weil Sybilla in keiner Weise mittriumphieren konnte, fand sie ihr Beisein in der Männerrunde einschläfernd. Auch weil diese Aneinanderreihung an Siegen, möglichen Gewinnen und zukünftigen Erfolgen schlicht und ergreifend langweilig war. Deshalb hatte sie nie wieder die Gelegenheit wahrgenommen, teilzunehmen. Hatte das

Ganze mit einem Lachen abgetan und sich gedacht, dass sie, die Ers, doch lieber mal ungestört unter sich bleiben sollten. Das hielt ja keine Frau aus.

Jetzt allerdings hatte sie nachgedacht, analysiert und rekapituliert. Und festgestellt, dass Kollegen der Männerrunde überproportional häufiger die wichtigen Projekte bekamen, die mit Prestige. Dass viele Kollegen, die an ihr vorbei Karriere gemacht, den Posten bekommen hatten, den Sybilla zu erreichen versuchte, oft Teil dieser Männerrunden waren. Genauso wie die Chefs. Die gesellten sich nämlich auch – zwar spärlich, aber doch regelmäßig – zum spontanen Bier und Kaffee. Reichten diese wenige Male mit einem Chef aus, um die Karriere zu fördern? Reichte es, dass der Chef dachte: „Den nehme ich als nächsten Unterchef und nicht die. Die zeigt ja schließlich keinerlei Willen in all den unwichtigen Bereichen des Lebens zu triumphieren.“ Dieser Gedanke war plausibel und sie bekam ein flaes Gefühl im Magen. Sybilla begann, die Männerrunde und was darin passierte, zu verabscheuen. Wer weiß, was die taten, wenn keine Frau dabei war. Sie stellte sich vor, wie sie beisammensaßen und versuchten, sich gegenseitig zu beeindrucken. Sprang da nicht vielleicht auch mal einer auf, wenn ihm das Reden zu lang war, riss sich das Hemd auf und trommelte voller Inbrunst gegen seine frisch enthaarte Brust, um zu demonstrieren, dass er gefälligst der Stärkste im Raum war? Gar so abwegig fand sie es nicht. Sie hatte einen Kollegen, den sie wirklich mochte, mit dem man echt gute Gespräche führen konnte. Der einfühlsam, überlegt und schlau war. Und zum Affen geworden war, als sie ihn in der Männerrunde erlebt hatte. Er war der Grund gewesen, warum sie bis zum Schluss durchgehalten hatte. Es war entsetzlich und spannend gewesen, diese ganz andere Seite von ihm zu sehen. Johlend hatte er in die Häme über einen nicht Anwesenden eingestimmt, hatte noch mehr dazu beigetragen. Denn natürlich wusste auch er von einer Schmach desselben zu berichten. Und konnte durch die Niederlage, nein, nur durch die Geschichte über die Niederlage eines anderen, dazugehören zu dieser karrierefördernden Männerrunde.

Aber vielleicht war das mit den Gorillas zu weit hergeholt, dachte sich Sybilla. In Wirklichkeit packten sie wahrscheinlich einfach ihre Schwänze aus und machten Längenvergleich. Sie stellte sich vor, wie sie nebeneinandersaßen, mit heruntergelassenen Hosen Maß nahmen. Wie sich einer beschwerte, weil das Lineal nicht richtig angehalten worden war und ob das überhaupt ein geeichtes Lineal war, denn die Millimeter darauf erschienen viel kürzer als auf dem Lineal daheim und der Penis wäre eigentlich viel länger und das zählte ja alles überhaupt nichts, denn erigiert wurde das beste Stück schließlich doppelt so groß. Verständnis von allen Kurzschwänzigen, mitleidige Grinser – und Schulterklopper – von den besser Bestückten. Auf die Länge kam es schließlich nicht an. Und ganz bestimmt brauchten sie keine Frau in der Runde, um ihnen das zu bestätigen.

Humor half, das Problem zu bewältigen, lösen würden ihre satirische Flucht rein gar nichts. Dranbleiben, nachdenken, dementsprechend handeln war angesagt: Wie konnte es sein, dass sie es bisher nicht erkannt hatte. Dass es ein Nachteil war – zumindest hier in dieser Firma, mit diesen Männern – eine Frau zu sein. Konnte es daran liegen, dass sie in ihrer Kindheit hauptsächlich von weiblichen Mitmenschen umgeben gewesen war? Ihr Vater war der einzige Mann in ihrer Frauenfamilie, die von ihrer Mutter, von Schwestern und Tanten geprägt worden war. Wenn doch einmal ein anderer Mann zugegen war, wurde ihm besondere Aufmerksamkeit zuteil – von ihrem Vater. Sie erinnerte sich jetzt daran, wie es war, als sie die ersten festen Freunde mit nach Hause gebracht hatte. Freunde, die es eine Weile gegeben hatte. Die auch mal mit am Mittagstisch saßen, zu Familienfesten mitgenommen wurden und eben eine Zeit lang zur Familie gehörten. Diese Freunde wurden von ihrem Vater hofiert, wie die Söhne, die er niemals gehabt hatte. Sein ganzes Sein wandte sich dem anderen Mann zu. Sein Körper drehte sich in seiner Richtung, alle Fragen wurden an ihn gerichtet. Die anderen Anwesenden, also die Frauen, hätten gut und gerne den Raum verlassen können. So wie es in irgendeinem alten Jahrhundert auch Sitte war: Nach dem Essen zogen sich die Männer in den Rauchsalon zurück und die Frauen gingen. Ja, wohin eigentlich? In

die Küche wahrscheinlich. Natürlich. Was sollten sie auch zu Themen wie Fußball, Autos und Politik, vor allem Politik beitragen? Sybilla hatte das Verhalten ihres Vaters lange lustig gefunden. Und verständlich. Wenn man als Mann die ganze Zeit von Frauen umgeben ist, nutzt man jede Gelegenheit, um sich konzentriert mit seinesgleichen austauschen. Irgendwann hatte sie sich gefragt, was wohl gewesen wäre, wenn sie Brüder statt Schwestern gehabt hätte. Noch schlimmer: einen einzigen Bruder gehabt hätte. Hätte ihr Vater sie dann überhaupt bemerkt? Wenn er von klein an, einen seinesgleichen gehabt hätte, hätte sie die Aufmerksamkeit bekommen, die ihr zuteilgeworden war? Oder wäre der Stammeshalter so vereinnahmt worden, wie jetzt ihre Freunde?

Nun war sie erst später im Leben damit konfrontiert worden, dass Männer andere Männer als Gesellschaft bevorzugten. Und wurde damit ganz schön vor den Kopf gestoßen. Wie gut, dass es „nur“ im Job war und nicht im Familienleben. Nur mal so, um die positive Seite dieses ganzen Schlamassels zu sehen. Für Sybilla war jedenfalls klar, dass sie etwas ändern musste. Einen Patriarchen als Vater zu haben war die eine Sache, einen als Chef, war nicht zu akzeptieren. Schließlich konnte sie sich den aussuchen. Und so begann sie Jobinserate zu scannen und sich zu bewerben. Auf ihr erstes Vorstellungsgespräch war sie top vorbereitet. Falls das Du-bist-eine-Frau-und-kannst-schwanger-werden-Thema käme, wüsste sie zu parieren.

Was dann tatsächlich kam, war das Du-bist-eine-Frau-warum-willst-du-überhaupt-Karriere-machen-Thema. Ihr war ein Rätsel, warum sie überhaupt zu dem Screening eingeladen worden war, wenn der Interviewer sie doch ernsthaft fragte:

„Warum wollen Sie denn überhaupt so viel Verantwortung übernehmen und mehr verdienen? Haben Sie doch nicht notwendig. Sie sind doch eine ganz Hübsche, da wird sich doch Einer finden, der sich um sie kümmert.“

Er hatte es nicht so krass formuliert, aber das war, was ihr Kopf übersetzt hatte und in Erinnerung geblieben war. Das war das Vorstellungsgespräch, das ihr Leben verändert hatte. Gab es echt nur diese Frau-hinter-den-Herd-Idioten auf der Welt oder hatte sie

einfach nur das besondere Glück, sie abzukriegen? Denn sie wusste, dass Frauen es geschafft hatten. Karriere gemacht hatten. Es gab genug von ihnen, um ihr zu beweisen, dass es nicht immer und überall so lief wie bei ihr. Aber bei ihr war es nun mal so und jetzt wusste sie nicht mehr weiter. Noch so ein Bewerbungsgespräch vertrug sie nicht. Sie konnte sich natürlich noch besser vorbereiten. Einfach die Gebärmutter rausoperieren in ein Einmachglas packen lassen und das Ganze beim nächsten Mal prominent am Bewerbungstisch arrangieren. Schauen Sie mal, Herr CEO, sie brauchen keine Angst haben, dass ich davon Gebrauch mache. Würde der CEO sagen:

- a-** Das ist doch gar nicht ihre Gebärmutter.
- b-** Sie sind keine echte Frau mehr, sie kann ich nicht einstellen.
- c-** Sie arme, vielleicht ist Adoption oder Leihmutterschaft eine Lösung.
- d-** Sind sie verrückt, jetzt können sie keine Kinder mehr bekommen!

Sie brauchte eine Pause. Sie konnte sich noch genau erinnern, wie sie damals nach Hause gekommen war, ihren Rechner hochgefahren und alles gelöscht hatte, was ihr bei ihrer zukünftigen Karriere helfen sollte. Weg mit dem CV, dem mühsam angelegten Portfolio. Weg mit den Links zu Jobs, die sie interessierten und für die sie sich als nächstes bewerben wollte. Weg mit den ausgeschnittenen Inseraten. Für den dramaturgischen Effekt wollte sie die Zeitungsschnipsel sogar anzünden. Als sie eine halbe Stunde nach einem geeigneten Gefäß gesucht hatte, in dem der Brand ungefährlich hätte stattfinden können und nicht fündig wurde, waren sie doch einfach in den Mistkübel gewandert. Zumindest bis zur Unkenntlichkeit von ihren wütenden Fingern zerrissen. Warum war sie damals nicht darauf gekommen, einfach im Spülbecken ein Feuer zu entfachen? Rettendes Wasser stets bereit. Zorn konnte einem echt den Geist vernebeln. Beweis dafür war auch die letzte Tat an diesem Tag, an die sie noch eine klare Erinnerung hatte Sie trat die verbliebenen Packungen ihrer Anti-Babypille in die Tonne. Es war natürlich total widersinnig, damit genau das zu veranlassen, was diese Männer von ihr erwarteten. Trotzdem fühlte es sich damals für

sie nach Protest an. Schizophrenie lag in der Familie. Es war die schwerwiegendste und beste Entscheidung ihres Lebens, ein Kind zu bekommen. Damit waren so viele Fliegen auf einen Streich erledigt, dass sie sich fragte, warum sie nicht schon längst auf die Idee gekommen war.

Ihren Mann brauchte sie nicht zu fragen, wie er dazu stand, er hatte ihr schon vor längere Zeit vermittelt, dass er gerne ein Kind hätte und wann denn nun endlich der richtige Zeitpunkt wäre. Sie hatte ihn immer getröstet. Wollte sich erst mal um ihre Karriere kümmern.

Nun ja, die Sache war für sie erst Mal erledigt. Worauf warten? Ein Kind zu kriegen, stand sowieso auf ihrer To-do-Liste, zwar ziemlich weit unten, aber durch quasi unvorhergesehene Ereignisse war das Ganze jetzt weit nach oben gerückt. Und schließlich war soviel wahr: Irgendwann war es für sie zu spät. Nicht, dass es bald so weit wäre, aber wer wusste schon, wie schnell das funkte?

Sie hatte selbst lange nicht gewusst, ob sie überhaupt ein Kind haben wollte. Das immerforte Drängeln ihres Mannes hatte sie dazu bewogen, sich mit dem Thema zu beschäftigen und sie hatte es schließlich an einer Frage festgemacht. Eigentlich zwei Fragen. Zwei Fragen, die man für die Entscheidungsfindung Kind-ja-oder-nein zu oberflächlich finden konnte, aber für sie machten die Antworten darauf klar, wie es weitergehen sollte:

Frage 1: Wollte sie sich zeitlebens die Frage stellen, wie ein Leben ohne Kinder gewesen wäre.

Oder aber Frage 2: Wollte sie sich zeitlebens die Frage stellen, wie ein Leben mit Kind gewesen wäre?

Und da war sie ganz klar bei Antwort auf die Frage 1. Lieber über Bestehendes, ein Kind, klagen als über etwas, das man nicht hatte. Sybilla zog die Realität vor. Und damit war die Sache klar. Sie würde sich vorerst mal raus aus dem Spiel, von dem sie ohnehin die Schnauze gestrichen voll hatte, nehmen. Es war beschlossen (worden): Sie würde versuchen, schwanger zu werden.

Sybilla war nicht immer eine alleinstehende Mutter gewesen.

Einst war sie Teil einer Beziehung, später, als ihre Tochter eine Weile auf der Welt war, war sie sogar verheiratet. Des Kindes wegen. Damit alles geregelt ist. Genauso wie das klingt, war auch die Hochzeit. Oder nannte man es gar nicht Hochzeit, wenn man nur aufs Standesamt zum Unterschreiben ging? Hochzeit war wohl eher nur das Fest und diese Bezeichnung verdiente ein Schnitzerl beim Wirten ums Eck vom Standesamt wohl eher nicht. Mit keiner Träne weinte sie ihrer nicht begangenen Hochzeit nach. Es war nie ihr Traum gewesen, in Weiß zum Altar zu schreiten. Keine Hochzeit, deren Gast sie jemals gewesen war, weckte diese Sehnsucht in ihr. Sie versuchte auf den diversen Festen, die den unterschiedlichen Eheschließungen folgten, immer so schnell wie möglich betrunken zu werden oder lieber doch nur beschwipst und kippte zu diesem Zweck immer sehr schnell sehr viel Sekt in sich hinein. Das half, einen meist brütend heißen Nachmittag, der sich doch eigentlich besser und lieber an einem Badeteich verbringen ließ, in ungemütlichem – und immer zu warmem – Outfit mit Menschen zu verbringen, von denen sie nur sehr wenige kannte. Sie war auch auf sehr gemütlichen entspannten Hochzeiten gewesen und diese als angenehme Überraschung genossen. Aber zum Großteil war es ein gekünsteltes Abspulen von Ritualen, deren Sinn und Zweck Sybillas Meinung nach längst verloren gegangen war. Nichts weckte den Fluchtinstinkt so sehr in ihr wie das vermaledeite Brautstraußwerfen. Wenn sich die Junggesellinnen, die meisten eh in einer Beziehung aber eben keiner offiziell beglaubigten, um ein Bündel Grünzeug in einem Pulk versammelten und hysterisch aufschrien, wenn die Blumen geflogen kamen. Es gab immer einen hysterischen Schrei. Auch wenn der Brautstrauß gar nicht gefangen werden wollte. Es schrie dann meist auch noch die Frau, die ihn hätte fangen wollen. Ein Verzweiflungsschrei. Denn sie brauchte diesen Fang, um damit zu ihrem Freund zu gehen und zu sagen: „So, Hawara, jetzt bist du dran, du kommst mir nicht mehr davon.“ Oft ergab sich der Hawerer wohl. Warum Frauen mit Ehefrau-Sehnsucht nicht einfach ihren Mann fragten – um seine Hand anhielten – war Sybilla ein Rätsel.

Obwohl, ein leicht zu lösendes: Wer daran glaubte, ein gefangener Brautstrauß führe eine Heirat herbei, glaubte wohl auch, dass der Mann sich auf die Knie fallen lassen, in nach vorne gereckten Händen ein Etui mit einem schillernden Ring halten und in dieser unbequemen Haltung „Willst du meine Frau werden“ hauchen müsse. Der Romantik wegen bitte mit feuchten Augen. Nicht mit richtigen Tränen, das wäre unmännlich. Emotional hatten nur die Frauen sein zu dürfen. Die durften dann in Tränen ausbrechen und sich nicht darüber ärgern, falls der Ring nicht passte und diese Nebensächlichkeiten den ganzen hollywoodreifen Akt ein bisschen eintrübte. Vielleicht war es dieses vorgegebene Drehbuch, das den Frauen und Männern eine so fixe Rolle gab, das Sybilla störte. Sie hatte ihren Mann einfach gefragt. Im Endeffekt mehr vor vollendete Tatsachen gestellt. Nachdem sie sich darüber einig waren, dass es eigentlich – des Kindes wegen – schlauer wäre zu heiraten, hatte sie darauf gewartet, dass etwas passierte. Sie hatte selbst einige Zeit gebraucht, um sich von dieser verankerten passiven Rolle der Frau zu lösen, obwohl sie gerade das doch so ablehnte. Aber es war in einem drin, seit frühester Kindheit verinnerlicht und so schwer, sich davon zu befreien und umzudenken. Doch sie hatte es geschafft und war selbst zur Tat geschritten. Sie hatte sich nochmals des Willens ihres Freundes zu ihrem Ehemann zu werden, versichert, dann einen Termin auf der Gemeinde ausgemacht und ihn vor die Standesbeamtin gezerrt. Natürlich war er baff. Aber dann auch wieder nicht. Schließlich kannte er Sybilla einige Zeit und wie immer fand er es sehr angenehm und komfortabel, wenn seine Bald-Frau gewisse Aufgaben einfach übernahm und dann gleich auch erledigte. So eine stetig schrumpfende To-do-Liste war wohl mit ein Grund für seine sehr praktisch pragmatisch veranlagte Liebe zu ihr. Bei ihnen waren nie die Blitze eingeschlagen, Funkenflug ja, Donnerwetter manchmal, verliebte Gelähmtheit Fehlanzeige. Niemand wusste, dass sie verheiratet waren, keine Ringe zeugten von der neuen Verbindung und sogar die Namen waren die gleichen geblieben. Die Zeit zu kostbar, um aus Jux und Tollerei auf Ämter zu rennen und Geld auszugeben. Erst als sie sich scheiden ließen, wurde die Tatsache ihrer Ehe bekannt. Da war es für Familie und Freund:innen

fast schwierig zu entscheiden, worüber sie sich mehr aufregen sollten: Über die „geheime“ Ehe oder die Auflösung derselben. Alles in einem Atemzug zu erfahren, war wohl schon überwältigend.

Sybilla ahnte schon lange, dass ihr Mann sie betrog, bevor sie den Beweis dafür erhielt.

Sie waren auseinandergedriftet, waren zu Mitbewohner:innen geworden und seine Affäre wahrscheinlich das Ergebnis aus Langeweile, Gelegenheit und genügend Sympathie. Eine teuflische Mischung: Eintönige Beziehung + die Möglichkeit woanders zu vögeln. Sie war völlig damit beschäftigt, ein Kind zu haben und plötzlich – bei sich selbst – nicht mehr als Erste zu kommen, aber auch nicht als Letzte. Zu verstehen, dass ihre unterschiedlichen Rollen – Frau, Mutter, Ehefrau, Träumerin und was sie noch war und sein wollte – besser nebeneinander als miteinander funktionierten, kostete sie Jahre. Und so war sie fast dankbar, dass irgendwann eine andere Frau, eine ihrer Rollen übernahm. Nicht dankbar darüber, dass er sie betrog. Dankbar darüber, sich nicht auch noch darum kümmern zu müssen. Beziehungsaufgabenurlaub. Dankbar, dass er bei einem Geschäftstermin war und somit nicht nach Aufmerksamkeit verlangen konnte. Dankbar, dass sie sich einfach aufs Sofa legen und müffelnd nach den Strapazen des Tages beim Fernseher stinken konnte. Nicht, dass er ihre Aufmerksamkeit einforderte oder sie immer frisch riechend verlangte oder gar adrett arrangierte Mahlzeiten zur entsprechenden Tageszeit. Nein, so einer war er nicht. Aber auch wenn er nichts verlangte, so verlangte er zumindest Rechtfertigungen. Oder sie hatte das Gefühl, dass es verlangt wurde: Dass sie sich für das, was sie tat – oder nicht tat – rechtfertigen müsste. Rechtfertigen etwa dafür, warum sie sich nicht zu ihrem Mann aufs Sofa legte. Tja, weil die seit Tagen ungewaschenen Haare schon ein fein schmalziges Odeur verströmten und diese leichte Stinke wollte sie niemandem antun. Er würde nicht sagen: „Du Schatz, hüpf mal unter die Dusche.“ Aber wenn sie sich zu ihm legte und an seine Schulter schmiegte, meinte sie zu spüren, wie er sich wendete, um nicht zu viele der Schmalzlocken abzukriegen.

Oder. Wenn sie sich einfach mal der Länge nach auf den harten Boden der Wohnung legte, ihre Arme weit von sich streckte und dann ihrem Atem lauschte, um ihren Rücken zu strecken, konnte sie die Frage hören, die er nicht stellen würde: „Tut das wirklich gut?“

Oder vielleicht wäre es auch ein gut gemeinter Rat: „Du solltest mal wieder zu deiner Orthopädin und dir eine Physio verschreiben lassen.“ Ja, na klar sollte sie das, aber woher sollte sie dafür die Zeit nehmen? Ganz zu schweigen von dem nötigen Kleingeld.

Oder. Wenn sie am Handy spielte. Puzzle löste, um ein Maxerl sicher ans Ziel zu bringen. Das Maxerl dann fröhlich, weil gerettet, am Bildschirm herumsprang und sie einlud, den nächsten Level zu starten. Wenn man das Gefühl hatte, etwas geschafft zu haben, auch wenn man freilich rein gar nichts geschafft hatte. Natürlich wusste Sybilla, dass das vertane Zeit war – die man etwa nutzen konnte, um einen Termin bei der Orthopädin auszumachen – aber es war auch der einzige gangbare Weg, ihr Hirn vom Denken abzuhalten. Und nicht denken war manchmal dringend notwendig. Nicht planen, nicht sorgen, nicht nach vorne schauen. Leben im Jetzt ging nur beim Daddeln am Handy. Niemals würde ihr Mann ihr vorhalten, dass sie Escape-Games spielte, um abzuschalten. Aber wenn er da war, machte es diesen dämlichen Zeitvertreib nur noch dämlicher.

Unmöglich war es auch, Dinge zu tun, die er partout nicht verstand und ganz offen nach einer Rechtfertigung verlangte. So gab es, stellte Sybilla fest, Zeitvertreibe, die zweiergesellschaftlich akzeptiert und solche, die unverständig verwundert kommentiert wurden.

- Putzen – akzeptiert
- Mit auf Ohren versengende Lautstärke gedrehtes Volume in den Earbuds durch die Wohnung tanzen – unverständig verwundert kommentiert.
- Lesen – akzeptiert
- Alte Kleidungsstücke auftrennen und versuchen zu planen, sie zu neuen zu arrangieren – unverständig verwundert kommentiert
- Online Unnötiges shoppen – akzeptiert
- Die Küche ausmessen, um eventuelle Umbauten anzudenken – unverständig verwundert kommentiert

Und Sybilla wollte nicht kommentieren. Wollte sich nicht erklären. Es ging hier schließlich nur um ihre Tagträume, denen sie mit Hilfe willkürlicher Maßnahmen einen Hauch von Realität einhauchen

wollte. Sich ihnen näher fühlen wollte. Es war nicht das Ziel, das Ziel wirklich zu erreichen: Tanzen können wie Beyonce, ein Oberteil besitzen, das so individuell wie chic und dazu noch selbst gefertigt war oder in einer Küche arbeiten, in der man sich in Portugal meint. Darum ging es nicht. Ziel war, das Ziel vor Augen zu spüren. Über sie zu reden, machte sie viel zu wirklich. Wenn jemand davon wusste, wollte der eventuell regelmäßige Updates über den aktuellen Stand der Dinge haben:

Wie läuft es denn? Wann war es denn soweit? Wann war es denn fertig? All diese Fragen wollte Sybilla sich lieber selbst und nicht durch jemanden anderen stellen lassen. Sie wollte keine Träume-Antreiberei. Keine gut gemeinten Ratschläge, die nur für Verwirrung sorgten. Und ganz abgesehen davon: Wenn man seine Träume realisiert, wovon soll man denn dann noch träumen?

Ganz insgesamt fand Sybilla also müffelndes Alleinsein besser. Schließlich war sie kaum noch allein. Das wunderbare neue Wesen, ihre Tochter, hatte etwas mitgebracht: eine Leine. Das war theoretisch natürlich völlig logisch. Vor allem zu Beginn: Wenn man stillte, wie Sybilla es nach einigen Anfangsschwierigkeiten geschafft und sich mit ihrer Tochter zusammengerauft hatte, musste man alle paar Stunden oder öfter parat stehen, um sein Kind zu ernähren. Manchmal, meist nachts, wenn das Töchterchen überraschend lang schlief, zu lange schlief und die Brust zu platzen drohte, musste auch ihr Babymädchen parat stehen und gefälligst trinken, auch wenn sie gerade andere Pläne hatte. So etwas weiß man theoretisch, in der Praxis entwickelt es dann noch einen eigenen Charme und birgt Überraschungen, die man sich in keiner Theorie vorstellen und vorfühlen kann. Sybilla versuchte es ihren kinderlosen Freundinnen zu erklären, wie es mit einem Kind ist. Die nickten verständnisvoll und hatten nicht die geringste Ahnung wovon sie sprach. Natürlich wurde die Leine mit der Zeit immer länger und teilweise auch schon angenehm locker. Aber sie war immer da und stets in der Lage, akute Atemnot zu verursachen. Natürlich hatten viele Leute schlaue Sprüche auf Lager: Für Kinder gibt es nun mal keine Gebrauchsanweisung – als ob schon jemals jemand eine Gebrauchsanweisung gelesen hätte. Der schlaueste Spruch war

noch immer der ihrer Mutter: „Wer noch nie ein Kind besaß, der was an Schas.“ Natürlich ein saublöder Reim und natürlich nicht auf das allgemeine Wissen der Person bezogen, aber immerhin und zuallererst: wahr. Sybilla hoffte nur, dass es ihr oder ihrer Tochter niemals gelingen würde, die Leine zu kappen. Dieses einzigartige Band, für das sie dankbar war, das ihr unvergessliche und prägende Erfahrungen geschenkt hatte. Und das sie manchmal an den Rand ihrer Kräfte brachte.

Darum war für sie, und auch ihren Mann, noch bevor der Betrug in ihrer aller Alltag schwappte, klar, dass sie kein zweites Kind bekommen würden. Eine Zeit lang spielte sie mit dem Gedanken. Die immer wiederkehrende Frage von allen Seiten: „Na, wollt ihr kein zweites?“ sorgte dafür, dass das Thema bei ihr präsent war und Gedankengänge auslöste. Bis ihr klar wurde, dass es die gesellschaftlichen Erwartungen nach einem weiteren Kind – eins ist keins, zwei sind perfekt! – und nicht ihr Wunsch war. Wenn man nur ein Kind will, fragen alle „Warum nur?“, wenn man nach dem zweiten noch ein drittes bekommt, heißt es „Warum das denn?“, aber in der Reproduktionsfrage war sich Sybilla mit ihrem Mann einig. Es war auch gar nicht schwer in dieser wortkargen Zeit miteinander zu diesem Entschluss zu kommen, sie trafen ihn unabhängig voneinander, teilten sich irgendwann ihre Entscheidung mit, waren zufrieden mit ihrem Einverständnis. Dass sie dafür hätten Sex haben müssen, stand einer Fortpflanzung ohnehin im Weg. Nicht, dass Sybilla nicht oft genug Lust gehabt hätte – und sie nahm an, ihr Mann auch, aber Lust alleine reichte nicht. Reichte zu zweit lange nicht. Auch das Timing musste stimmen. Allein schon die Voraussetzung, dass nur sie zwei allein sich für eine gewisse Zeit in einem Raum befanden, war selten genug erfüllt. Dazu kamen Widrigkeiten wie telegener Schlafschlag, unterschiedliche Auffassung von Prioritäten und gelegentliche Hickhacks, die perfekt dafür geeignet waren, die Stimmung generell zu vermiesen. Der Haupthinderungsgrund seitens Sybilla aber war der Aufwand: Gerade, wenn sie wollte, musste der Mann erst mal davon überzeugt werden, dass hier auf dem Sofa etwas Spannenderes als im Fernsehen laufen könnte. Das kostete Mühe. Etwas, das Sybilla immer so gut es ging, zu umgehen suchte und sich deshalb meist

gegen Sex entschied, von dem man außerdem nie wusste, wie er ausging. Der schwankende Befriedigungsgrad war ein Unsicherheitsfaktor und damit Entscheidungshilfe dagegen. Bei einer höheren Erfolgsquote als die Erfahrung versprach, hätte sie den Aufwand nicht gescheut. So griff sie lieber zur Selbsthilfe oder ging eine Runde laufen. Hierin hatte sie eine ganz neue Art der Befriedigung gefunden. Überhaupt schien ihr, dass sie im Vergleich zu ihrem Mann viel mehr Neues erlebte und erlernte seit sie eine Tochter hatte. Für ihn hatte sich kaum etwas geändert. Oder er suchte sich eben aus, was sich änderte: Nicht die Bürozeiten, die blieben lang, schließlich war er unabkömmlich und beim Feierabendbier ließen sich nun mal die besten Jobgespräche führen. Auch die Businessstrips blieben so notwendig wie sie immer waren. Und war es nicht schön nach zwei Tagen heimzukommen zu einer Person, die ihn so innig liebte, wie keine andere auf der Welt, das war eine schöne Änderung. Aus Wiedersehensfreude von purer Liebe umgeworfen zu werden, auch. Windeln wechseln war vielleicht nicht so prickelnd, aber doch in Ordnung, wenn man es nicht immer machen musste. Wenn man die Freiheit hatte zu wählen. Vielleicht hatte Sybilla ihm zu viel Freiheit gegeben? Zu wenig gefordert? So wurden die Geschäftsreisen und langen Abende im Büro häufiger. Sie hörte, wie er am Telefon schäkerte. Nur eine neue Kollegin, die Antonia, der muss er halt noch ein bisschen was beibringen – solche oder ähnliche Antworten bekam sie, wenn sie ihm klar machen wollte, dass ihr sehr wohl auffiel, wie er sich verhielt. Dass er sich anders verhielt. Aber diese Hinweise fielen auf unfruchtbaren Boden. Und so stellte er sich weiterhin dämlich an und verbarg sein neues Interesse nur unzureichend: Musste das sein? Konnte er das nicht so pragmatisch und vor allem so diskret handhaben wie Sybilla?

Sybilla war nicht immer eine Läuferin gewesen.

Anfangs ging sie nur. Schneller als so mancher lief. Ging sie quer durchs Gemüse, durch die Siedlungen bei beinahe jeder Witterung. Stürmender Regen ging nicht, dafür war ihre Ausrüstung zu schlecht und ihre Schuhe zu alt. Die alten Schuhe machten nach ein paar Metern Regen ihre Füße nass. Aber außer viel Regen ging alles, beim Bewegen wurde ihr Kopf frei, die Muskeln locker und es fühlte sich einfach gut an. Beim Gehen hatte sie auch weniger den Eindruck vor etwas wegzulaufen, sondern mehr irgendwo hinzugehen. Zu sich, in sich zu gehen. Diese kurzen Outdoor-Trips waren in den ersten Monaten als Mutter ihre einzige Gelegenheit dafür. Endlich mal allein sein, eine ewige halbe Stunde oder auch Stunde lang nur sich selbst zu spüren und damit einen Schritt hin machen zu einem stabilen mentalen Zustand, weg vom Wahnsinn, der in ihrem Kopf tobte. Kaum war die babysittende Oma da, hüpfte sie in ihre Laufschuhe und es ging ab nach draußen - der Freiheit entgegen.

Viel später, wirklich viel viel später erst stellte sie fest, dass sie nicht hätte weglaufen müssen. Dass die Bewegung nur ein vorgeschobener Grund und nicht das eigentliche Motiv war. Sie hätte sich genauso gut für ihre Alleinzeit auch in einen ungestörten Winkel der Wohnung zurückziehen können. Hätte sagen können: „Tschüss, bis gleich, ich bin dann mal bei mir.“, während sie die Tür hinter sich zuzog, wenn eine Oma ihr Babymädchen für eine Zeit übernahm. Hätte können. Aber wäre das auch so akzeptiert worden, wie der wahre Grund? Sybilla hatte das Gefühl gehabt, dass man immer etwas anderes tun musste, um als Mama freizubekommen – putzen, einkaufen, Wäsche sortieren, auch Freundinnen treffen, Kirschen pflücken oder eben Sport waren durchaus akzeptierte Gründe. Nichtstun gehörte nicht dazu und war für Sybilla etwas, das sie sich nicht zu verlangen traute: „Hey, Mama, kannst du die Kleine nehmen, ich muss ganz dringend mal eine Stunde aus dem Fenster schauen.“

Was anderes war es, wenn man offensichtlich auf Regeneration fuhr. Ein Wochenende in der Therme, weil man Zeit für sich brauchte, war 100%ig akzeptiert. Sich dort ein, zwei schöne Tag zu machen,

erntete allseits volles Verständnis. Bei Sybilla nur Ablehnung. Allein der Gedanke an den nassen, wabernden Dampf, regte ihren Magen nach oben an. Wie wenn man aufs Klo ging und die WC-Brille die Wärme der Vorgängerin an die eigenen Oberschenkel abgab. Dieses Gefühl hatte sie permanent in Thermen: Überall dort war es zu warm und alles dort mit einer unsichtbaren nassen Schicht bedeckt, die es mit einer eigenen Schicht Textil beim Liegen und einer dickeren aus Gummi beim Gehen, abzuwehren galt. Und all der Aufwand, den winterweißen Körper auf Vordermann zu bringen: Haare auf den Beinen enthaaren, Haare zwischen den Beinen und unter den Achseln rasieren. Rund um die Zeit, die für einen Thermenbesuch am beliebtesten war, war die Haarpracht, die außerhalb der Sommermonate auf dem ganzen Körper wuchs und gedieh, ein flimmernder brauner Pelz, der sich nach dem Kontakt mit Wasser in Schlammshieren verwandelte. Gezeichnet wie ein Berg nach einem Murenabgang, war Sybilla, wenn sich das Wasser den Weg des geringsten Widerstands zwischen diversen Hügel und Erhebungen auf ihrem Körper hindurch suchte und dabei die Haare zu dünnen Zöpfen verklebte. Es hatte schon Sinn, warum in der kalten Zeit eingepackt und versteckt wurde. Es reichte völlig, sich nur eine Hälfte des Jahres über die Außenschicht Gedanken zu machen. Versteckt in Socken, konnten auch die Zehennägel unpedikürt bleiben. Wobei über das andere Ende ihres Körpers konnte Sybilla noch am leichtesten hinwegsehen. Weniger allerdings über die Tatsache, dass sich ein zitronengelber Badeanzug kaum auf schneeweißer Haut abhob. Wahrscheinlich gab es Menschen, die eine eigenen Winterkollektion an Schwimmoutfits hatten. Mit dazu passenden Bademänteln. Wenn die Menschen sie auch beim Essen in der Warmbadkantine anziehen würden, wären sie eine wahrlich praktische Erfindung. Doch die Bitte der Badkantenbetreiber nach Bedeckung von zumindest Oberkörper und Füßen wurde gern ignoriert. Den höchsten Textilanteil dort lieferten die Serviettenspender. Schließlich ließ sich das Ketchup, das am Bauch landete, der aufgrund seines Volumens nicht mehr unter den Tisch passte, einfach abschlecken. Und die Brösel, die zwischen den nackten Zehen landeten, konnte man beim nächsten Badegang in die allgemeine Suppe tunken. Das lieferte den nötigen

Crunch zur flüssigen Würze, die diverse Gäste beifügen mochten. Und wozu der ganze Aufwand und das Unwohlsein so eines Wochenend-Trips? Um stundenlang in einer Liege in einem Buch zu versinken. Das ging auf der eigenen Couch, kuschelnd nur mit den eigenen Hautschuppen, Bakterien und Dämpfen, entspannter.

Würde Sybilla es heutzutage wagen, Freizeit für sich zu verlangen? Zeit, um ins Narrenkastl zu schauen. Vielleicht. Aber wahrscheinlich wäre sie doch ein bisschen feig und würde das Nichtstun anders framen: Es Meditation, Selbstfindung oder Brain-Yoga nennen. Dann bekam das Nichtstun wieder einen tieferen Sinn und war eine Beschäftigung, die akzeptierterweise allein verrichtet werden durfte. Ein sehr wichtiger Punkt, das Solistentum, das sie auch beim Gehen sehr schätzte. Deshalb war sie bei dieser Art der Fortbewegung und des Alleinseins geblieben. Trotz aller Erkenntnis, dass es nichts brauchte, um nichts zu tun, tat sie. Mittlerweile sogar laufen statt gehen. Es fühlte sich einfach gut an und war noch immer favorisiertes Mittel, den Kopf freizukriegen. Und das funktionierte nun mal am besten, wenn einem keiner in die Gedanken quatschte. Außerdem war der Kopf, wenn man mit einem Partner lief, voller Anpassungsgedanken. Abgelenkt vom fremden Atmen war das Konzentrieren auf das eigene für Sybilla nicht mehr möglich. Und doch ging sie manchmal zu zweit. Es war zu dem Zeitpunkt, als sie während einer Strecke abwechselnd ging und lief, als sie ihren Laufpartner fand, ein Freund ihres Mannes. Hatte sich so ergeben und nichts mit der Beziehung zu tun. Sie waren sich einfach irgendwann über den Weg gelaufen und hatten festgestellt, dass sie denselben Pfaden folgten, zur selben Zeit, im selben Tempo. Da läuft man dann einfach gezwungenermaßen nebeneinanderher. Und nimmt es hin. Mit einem Fremden wäre selbiges nicht gegangen. Ein stummes nebeneinanderher Laufen, bei dem man sich immer fragt, was der Fremde vorhat. Warum er hier läuft, neben ihr. Biegt er ab, wo ich abbiege? Hätte sie einen Fremden so getroffen, wäre Sybilla irgendwann weggelaufen. Hätte einen anderen Weg genommen, als sie eigentlich wollte, nur um der Situation zu entkommen. Mit Markus war das nicht notwendig. Sie hatten sich einmal zufällig getroffen, ein wortloses Ah-hallo-du-auch-hier ausgetauscht und waren dann

stumm nebeneinander hergelaufen, bei dem sie sich mit Kopfdeuten in eine Richtung darüber verständigt hatten, dass sie dieselbe Route nahmen. Das Kopfdeuten war beim nächsten Mal nicht mehr notwendig gewesen. Wenn Sybilla mit Markus laufen wollte, musste sie nur zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort sein. Er nahm immer dieselbe Route zur selben Zeit. Sybilla nicht. Sie hatte fünf Wege, drei für die wärmere Hälfte des Jahres und zwei für die kältere. Einen sehr kurzen, drei mittlere und einen langen Weg, den sie nur selten nahm, weil dann am nächsten Tag die Beine schmerzten. Und sie lief, wenn sie Zeit hatte. Nicht, wenn es 18.30 war. Das machte sie nur, wenn sie Markus treffen wollte. Treffen wollte sie ihn immer dann, wenn sie auch Sex wollte. Das mit dem Sex hatte sich praktischerweise auch irgendwann ergeben. Unter der Linde, die gut versteckt hinter einem fast kreisrunden Dickicht aus Gestrüpp wuchs, trieben sie es. Das erste Mal war eine Überraschung gewesen. Markus und sie hatten an der Linde angehalten, weil sich die Schnürsenkel von Sybillas Laufschuhen gelöst hatten. Als sie sich vornüber bückte, um eine neue Masche zu binden, hatte ihr Markus zwischen die Beine gefasst. Und sie hatte geseufzt, anstatt entsetzt aufzuschreien. Der Rest war genauso unspektakulär wie äußerst befriedigend. Als sie ihn nicht weggestoßen hatte, hatte Markus seinen Griff verstärkt und hatte gezielt mit zwei Fingern ihre Vulva gerieben. Mit gutem Druck bis zwischen die Pobacken hinauf und wieder zurück. Als Sybilla sich wieder nach oben beugte – die Schuhe gut verschnürt – presste er sein Becken gegen ihres und wie gut sich das anfühlte. Markus knetete ihr die Brüste, während sie nach hinten griff, ihm die Hose hinunterschob und seinen Schwanz befreite. Ihn zwischen die Beine nahm und mit ihren Oberschenkeln rieb, ihn sich fest gegen die Klitoris drückte. Das war Markus nicht genug. Ihr auch nicht. Als er sich von seiner Hose befreite, hing ihr Slip schon in den Kniekehlen. Sie nahm seinen Schwanz mit festem Griff und führte ihn sich ein. Markus stöhnte und stieß. Sybilla genoss es. So zu sein, so ungezügelt, so verboten. Sie rieb sich ihre Klit und kam vor ihm. Markus etwas später mit einem ungenügend unterdrückten Schrei. Danach war es natürlich merkwürdig. Während sie sich in keuchender Stille und ohne sich anzusehen, die Hosen wieder

raufzogen, erhaschte Sybilla noch einen Blick auf seinen Schwanz. Er war so groß wie er sich angefühlt hatte. Gern hätte sie ihn noch länger begutachtet, nicht aus Geilheit, sondern aus reiner Neugier gegenüber dem, das man in dieser Größe noch nicht kennengelernt hatte. Wie unpraktisch wieder mal, dass Männer ihr Gehänge nicht so vor sich rumtragen mussten, wie Frauen ihre Brüste. Die konnte man gegebenenfalls wenigstens aus den Augenwinkeln bewundern. Markus hatte seinen Schwanz aber weggepackt und störte ihre Gedanken mit einem stierenden Blick, den sie nur fühlte, nicht sah. Er würde sich doch jetzt nicht küssen wollen? Keine Gefahr, „Alles gut?“, war alles, was er fragte. Sie lachte: „Bestens!“ Jetzt hätte sie Lust ihn zu küssen. Nicht wie einen Liebhaber, sondern wie einen Freund, mit dem man sich gemeinsam freute. Einen dicken fetten Schmatzer auf die Wange. Stattdessen bot sie ihm eine Zigarette aus der Packung an, die sie sicherheitshalber immer in einer Tasche ihrer Laufsachen verstaute. Für den Fall, dass ihr mehr nach Rauchen als nach Laufen war.

Eine Zeit lang hatte sie während des Laufens immer eine unsägliche Gier nach Nikotin überkommen. Erst hatte sie versucht, davor wegzulaufen. Dann hatte sie beschlossen, auf diese andauernde Selbstmaßregelung zu verzichten, sich der Gier hinzugeben und eine Packung Zigaretten zum Laufen mitgenommen. Was war das für ein merkwürdiges Gefühl gewesen, nach Jahren der Abstinenz wieder in die Trafik zu gehen! Wie schuldig sie sich fühlte, noch ohne etwas getan zu haben. Und es trotzdem getan. Der Zauber des Verbotenen. Im Endeffekt hatte schon das Mitnehmen der Zigaretten die Gier gestillt, sie irgendwie beruhigt. Sie konnte, wenn sie wollte. Enttäuschend, wie leicht sie doch manchmal zu befriedigen war. Markus jedenfalls lehnte das Angebot zu rauchen irritiert ab. Gut, denn wenn sie sich recht erinnerte, hatte sie kein Feuerzeug dabei. Sie packte die Packung also wieder weg – hatten Zigaretten eigentlich ein Ablaufdatum? – und damit war es um ihre, wenn auch merkwürdige, Zweisamkeit völlig geschehen. Stumm setzten sie sich wieder in Bewegung und als Sybilla in ihre Straße abbog, war sie so in Gedanken, dass sie nicht einmal die Hand zum Gruß hob. Was nichts daran änderte, dass es nicht bei diesem einen Mal blieb. Als sie sich zum ersten Mal nach dem ersten Mal wieder trafen, war

Sybilla überrascht. Sie hatte gedacht, Markus würde ihr von nun an aus dem Weg laufen. Doch er begrüßte sie wie immer stumm, nur mit einem fast unmerklichen Ruck seines Kinns, und sie fielen in ihren gemeinsam gewohnten Trab, als ob nichts gewesen wäre. Sybillas Gedanken liefen auch. Sturm. Sie war völlig irritiert. Würden sie jetzt wieder Sex haben? Wollte sie jetzt wieder Sex haben? Eigentlich war ihr gerade gar nicht danach. Ihr war nach Laufen. An der Linde schaute Markus sie aus den Augenwinkeln an. Sie schüttelte den Kopf und das war's. Markus grinste und sie liefen an der Linde vorbei. Diese Mal. Das nächste Mal nicht. Da schaute Sybilla Markus aus den Augenwinkeln an. Und so ging es, wie es ihnen Spaß machte. Schön war das, einen Lauffreund mit dem gewissen Extra zu haben. Sehr entspannend war das. Herrlich unkompliziert war das.

Wenn Sybilla Lust verspürte, packte sie sich zusammen, passte Markus ab und unter der Linde packten sie aus.

Weird wurde es nur, wenn sie Markus woanders als beim Laufen traf. So aus dem gewohnten Zusammenhang gerissen, hatte sie ihn schon mal gar nicht erkannt – so mit Frau am und Kind auf dem Arm beim fröhlichen Treiben auf dem Wochenmarkt.

Dass Sybilla hinter den Betrug ihres Mannes kam,

lag daran, dass die neue Kollegin WhatsApp-Nachrichten schickte. WhatsApp-Nachrichten mit Fotos. Mit Fotos von ihrem blanken Busen. Blöd, wenn man die Benachrichtigungen am Handy so eingestellt hatte, dass sie kurz am Homescreen aufpoppten, wenn sie ankommen. Noch blöder, wenn man sein Handy einfach am Küchentisch rumliegen ließ. Sybilla war gerade mit Abräumen nach dem Abendessen dran, während ihre Tochter und ihr Mann in den Keller gegangen waren, um das alte Spielzeug, das dort zum Wegbringen rumlag, doch noch ein letztes Mal zu reaktivieren. Lachen kam von unten, als sie oben gerade noch einmal über den Tisch wischte, als die Message, der Busen auf seinem Handy aufpoppte. Und der Name der Absenderin dazu: Antonia. Noch heute konnte sie nachspüren, wie es sich angefühlt hatte, als sich ihre Augen in dem Moment geweitet hatte. Wie ihr alle Luft weggeblieben war und wie heiß sich ihre Ohren plötzlich angefühlt hatten. Sie konnte sich nicht mehr erinnern, was sie eben gegessen hatte, sie konnte es schmecken – durchsetzt von Magensäure, schon verwandelt in einen zähen Brei, der ihr zwischen den Zungenknospen klebte. Das Handy starrte sie aus dem nun wieder erloschenen Bildschirm an, glotzte ihr in aller Schwärze entgegen. Hatte sie wirklich gesehen, was sie gerade gesehen hatte? Obwohl sie seinen Betrug geahnt hatte, war die bare Erkenntnis doch grausam zu fassen. War es überhaupt schon die Erkenntnis? War es der Beweis? Sie hatte es doch bloß aus dem Augenwinkel wahrgenommen. Natürlich, das periphere Sehvermögen einer Mutter durfte man nicht unterschätzen, war aber trotz alledem ungenau. Nur erahnend, was passieren würde. Also nahm sie sein Handy und brachte es wieder zum Leuchten. Und da war er, der blanke Busen. Sie entspernte das Ding mit zittrigem Daumen. Ihre spontan schwitzig gewordenen Hände hinterließen mit jedem Tappser einen Nebel am glatten Monitor, als sie den Code eintippte. Den hatte er ihr irgendwann mal verraten und sie hatte sich ihn gemerkt. Denn sie liebte Zahlen, diese wunderbare Logik, die eine beweisbare Ordnung

in die Welt brachten und mit denen alles schlichtbar war. Sie merkte sich Zahlenfolgen leicht. Für Sybilla steckte in jeder eine eindeutige Schönheit, ein individueller Rhythmus, den sie erkannte und der sich in ihr Gedächtnis brannte. Und da war es also, das Busenbild auf WhatsApp. Von Antonia. Und ihre Nachricht: „Kannst du es auch kaum noch erwarten?“

„Meine Frau hat schönere Brüstchen.“

Sie hatte die Antwort schneller getippt, als sie denken konnte. Hatte jetzt den Fingern schon am blauen Fliegersymbol, als ihr klar wurde, dass, wenn sie den fremden Busen mit ihren Brüstchen beantwortete, alles auffliegen würde. Er würde wissen, dass sie es wusste. Auch die andere Frau würde stutzig werden. Welcher Mann lobte die Brüste seiner Frau über die seiner Geliebten? Und wenn die tatsächlich glaubte, dass er das geschrieben hätte, bekam der blanke Busen auch noch Zweifel gegenüber ihren Brüsten. Es gab wohl genug Bodyshaming auf der Welt, da musste sie nicht auch noch dazu beitragen. Sybilla betrachtete das Bild noch einmal genauer und versuchte sich die Frau zu den Brüsten vorzustellen. Sie waren so ganz anders als ihre, größer und schwerer, mit einem dunkelbraunen großen Warzenhof. Richtige Frauenbrüste. Ihre waren – trotz Kind und Kind stillen – noch immer Jungmädchenbrüste. Brüstchen eben. Klein, zu klein, aber zumindest schwerkraftresistent.

Da hörte sie die Schritte auf den Kellerstiegen. Schnell ließ sie das Handy wieder auf den Küchentisch gleiten und nahm den Wischfetzen, um das eigentliche Vorhaben des Tischabputzens zu beenden und in Gedanken woanders zu sein.

In den folgenden Tagen versuchte sie für sich herauszufinden, wie es nun weitergehen sollte. Sie fühlte Zorn ob des Betrugs, Erleichterung ob der Klarheit und Ratslosigkeit, unendliche Ratslosigkeit. Aber einen Rat von jemandem geben lassen, das wollte sie auch nicht. Zu groß die Schande, zu viel der Angst. Sie überlegte, wie es wäre geschieden zu sein und was das für ihr Mädchen bedeuten würde. Oder sollte sie über sein Fremdgehen hinwegsehen und abwarten, was passierte? Ob sich die Affäre

verlief? Am meisten war ihr eigentlich danach, den Lack seines Autos zu zerkratzen. Einfache pure, bittere Rache nehmen und was geht in Asche legen. Sein Klamotten aus dem Fenster, seine Unterlagen ins Feuer, die Tennisschläger an den Kopf werfen. Wenn sie nur zu zweit gewesen wären, hätte sie es vielleicht sogar getan, aber da war noch der kleine Mensch, den sie am meisten auf dieser Welt liebte und dem sie das nicht antun wollte. Sie dachte auch darüber nach, selbst ins echte Sex-Leben zurückzukehren. Zu mehr als sie mit Lauflover Markus hatte. Das mit ihm war ein Lauf-Beziehung mit Gelegenheitssex, keine Sex-Beziehung mit Love. Aber für so etwas mangelte es deutlich an Lust und noch viel mehr an Gelegenheit. Wo sollte sie denn einen Liebhaber herbekommen? Ihr fiel spontan kein einziger Mann ein, der dafür in Frage käme. Wie traurig war das denn. Sie müsste wohl einen Gärtner einstellen. Und dann? Was kam als nächstes? Wie machte man dem Gärtner klar, dass er sie angraben sollte. Wie verführte man den? Lud man ihn auf eine kalte Limonade – besser Bier? – ins Haus und trug dabei neckische Kleidung? Das war doch alles viel zu kompliziert und vor allem ungewiss im Ausgang. Wenn, dann brauchte sie schnell konkrete Ergebnisse. Also doch Tinder. Oder mal eine dieser Anzeigen anklicken, die für gewisse Stunden warben: „Komm in die Casual Lounge.“ Ein Aufenthalt dort war sicher ein teurer Spaß und vor allem: War der Spaß garantiert? Was sie als allerletztes wollte war eine Art Chippendale im Bett. Die waren ihr zu sehr auf Performance gedrillt. Und zu bedacht darauf, wie sie aussahen, bei allem was sie taten. Spiegel überm Bett war wahrscheinlich der beste Anheizer für so einen Kerl. An sich selbst aufgeilen funktionierte bei dem Typ wahrscheinlich am besten. Dann doch lieber: „Flirten auf LoveScout24. Finden Sie Singles, die es ernst meinen.“ Nur ernst meinen wollte sie nichts. Dann also doch die gute alte Bar. Reinsetzen, Ausschau halten und einen ok-en Kerl auf einen Drink einladen. Oder wie wär's damit: Sich an die Väter am Kinderspielplatz ranmachen und Lust und Laune suggerieren à la „Komm, schieben wir mal schnell ein Nümmerchen im Busch hinter der Nestschaukel.“ Wenn die Frauen dieser Männer nur halb so unmotiviert waren wie sie, hätte sie gute Chancen auf eine positive Antwort. Störte nur die Tatsache, dass sie so eine Nummer nie

liefern konnte. Und alles. Alles, selbst eine Dating-App zu installieren und sich anzumelden, klang nach schrecklich viel Arbeit. Allein das Foto. Wie sollte sie an ein gutes Foto von sich hinbekommen, durch wie viele Filter musste sie sich jagen, um Männer zu interessieren? All diesen Fragen jagte ihr Hirn hinterher, statt sich mit dem eigentlichen Problem zu beschäftigen. Gedanken-Prokrastination vom Feinsten.

Die Entscheidung, wie es weitergehen sollte wurde ihr schließlich abgenommen – von ihr selbst. Ein unbändiger Zorn hatte sie in eine beispiellose Kopflösigkeit getrieben, in der sie schließlich alles zu Ende gebracht hatte. Hoch dramatisch war es gewesen, aber sie hatte die Szene mit erhobenem Kopf verlassen. Dabei hätte sie nach unten schauen sollen, auf all die Stolperfallen, die da noch lauerten.

Es war das Geburtstagsfest ihres Mannes. Er liebte es zu feiern, sich zu feiern. Menschen um sich zu haben und einfach einen Abend lang im Mittelpunkt zu stehen. Ein Termin wurde festgesetzt, Tische beim Heurigen reserviert, alle Gäste informiert. Wie immer waren auch die Leute aus der Arbeit eingeladen. Diesmal auch Antonia. Hätte Sybilla ihren Namen nicht gewusst, hätten die Sommersprossen am Busenansatz sie verraten. Sie waren auf dem Foto zu sehen gewesen und sie waren jetzt durch den Ausschnitt zu sehen. Sybilla betrachtete die Frau neugierig und streckte ihr unschuldig die Hand zur Begrüßung entgegen. Umfasste sie mit festem Druck und versuchte ihr in die Augen zu sehen, allein, Antonia schaffte es nicht wirklich, den Blick zu erwidern. Ihre Pupillen flitzten hin und her wie eine nervöse Fliege, die in der Wohnung gefangen war und immer wieder gegen das Fenster knallte, weil sie nicht verstand, dass es hier nicht raus ging, auch wenn der Blick hier raus ging.

Als Sybilla ihr die Hand schüttelte, sie festdrückte, ihr dabei direkt in die Augen sah stellte sie fest:

„Sie sehen ganz anders aus als ich.“

Der Gedanke war ihr so rausgerutscht, aber half bei der Entlarvung der Affäre, deren Wangen sich jetzt auffällig rot färbten und ihre

Hand, die Sybilla noch immer drückte, wurde ganz starr vor Schreck. Starr wie ein Körper aus dem alles Leben entwichen ist, leichenstarr. Sybilla fand die ganze Sache überraschenderweise amüsant. Erquicklich, von oben herab zu sehen, die Anklägerin zu sein. Als Königin der Situation machte sie auch gleich weiter mit der angefangenen Unterhaltung, blieb beim Thema und machte doch einen gewaltig groben Sprung unter dem Deckmantel Small Talk über soziale Medien:

- „Wussten Sie, dass alles, was sie über WhatsApp schicken, WhatsApp gehört? Faszinierend, oder? Sie treten mit dem Versenden quasi ihre Nutzungsrechte ab. Die können das nehmen und am Times Square projizieren, wenn sie lustig sind, und Sie können nichts dagegen machen. Bin ich froh, dass ich meinem Mann noch nie Nacktfotos geschickt hab.“

Damit verließ Antonia die Bühne, die sich Sybilla gerade gebaut hatte. Ihr war fast danach sich für ihre Vorstellung zu verbeugen. Das Publikum, die noch umstehenden Kolleg:innen, spendete nur leise und dezent Beifall durch verschmitztes Grinsen. Ein kleiner Nicker kam Sybilla dann doch aus, als sie abging. Jetzt waren ihre Wangen auch ganz rot vor lauter Aufregung und sie wollte mehr davon. Sie war irgendwie auf Krawall gebürstet.

Als endlich alle beim Essen saßen – und wahrscheinlich nie wieder aufstehen würden aufgrund von akuter Schweinsbraten-Trägheit – war es Zeit für einen Toast, fand Sybilla. Also klopfte sie mit einem Löffel an ihr Glas, um ihrem Mann – ganz offiziell – zum Geburtstag zu gratulieren. Er blickte sie amüsiert, irritiert, überrascht an, denn sie hatte sich noch vorne weg bei ihm entschuldigt, dies Mal kein Gedichtchen, einen Schwank aus ihrem Leben oder Ähnliches vorbereitet zu haben. Aber man muss nicht immer vorbereitet sein. Und so begann auch Sybillas Rede:

„Ich habe das hier nicht vorbereitet, aber ich finde, es muss jetzt mal gesagt werden, mein lieber Mann:

Weil du heute Geburtstag hast,
sind wir hier zu Gast.

Uns alle hast du eingeladen, alle Menschen, die du liebst....
Auch die, die du heimlich fickst.“

Uh, jetzt hatte sie alle Aufmerksamkeit. Köpfe wurden so abrupt herumgerissen, dass sie meinte, die Wirbel im Genick knacken zu hören. Sogar ein Glas wurde im Eifer des gerade startenden, einseitigen Wort-Gefechts vom Tisch gewischt. Zuerst peppelte es noch auf und dann zerbarst es doch. Das Klirren war nur liebliche Untermalung für das böse Wort, die Anschuldigung . Alle starrten sie jetzt an. Sogar die Mäuler, die sich gerade noch wispernd unterhalten hatten, wurden weit aufgerissen, starrten sie an. Sybilla holte Luft, schloss kurz die Augen, weitermachen, einfach weitermachen mit den unreinen Reimen:

„Ich weiß nicht wie viele es hier wissen,
aber es ist Zeit, dich öffentlich zu dissen.

Jetzt und hier.

Wissen's die Kollegen, dein bester Freund?

Es ist jedenfalls vorbei zwischen
dir und mir.

Ich finde es gar nicht so schlimm, dass du mich betrügst.

Viel mehr hass ich, dass du mich nicht mehr liebst.

Doch das beruht auf Gegenseitigkeit.

Ich hab mich schon lang nicht mehr gefreut,

dich zu sehen, wenn du heimkommst

hab's lieber, wenn die Pizza an die Tür kommt.

Wir sind nur mehr ein Nebeneinanderher, ein Allerlei,

schlafen im selben Bett und träumen von anderen zwei.

Ich werde jetzt gehen, alles Weitere besprechen wir morgen,

ich werde mir jetzt wohl mal eine Anwältin besorgen.“

Hätte sie ein Mike gehabt, hätte sie es wohl jetzt gedropt. Denn für einen Stegreif war das auf alle Fälle gut genug. Aber das war's jetzt.

Viel zu schwungvoll drehte sie sich auf ihren Hacken um 180 Grad

Richtung Ausgang und erkannte, dass der Weg dorthin nicht so

leicht war. Panik ergriff Besitz von ihr und sie hörte sich selbst

atmen. Sonst gar nichts mehr. Nicht die Stühle, die

zurückgeschoben wurden und nicht die Worte, die aus Mäulern

tropften, die aufgerissen wurden. Speichelfäden zogen sich. Sie sah, wie sie auf sie zukamen: Ihre Mutter, ihre Schwester als erste, als lebende Fragezeichen. Grob stieß sie sie weg. Sie wollte nur noch weg. Sie wollte jetzt keinen Halt, sie wollte nur, dass es aufhörte. Keine beruhigenden Worte, kein Erklären, keine Fragen beantworten. Jedes Gefühl des Triumphs war verpufft. Mit steifen Gliedern stakste sie weg und war überrascht, als sie endlich aus der Tür trat. Endlich war sie im Freien und ein Gästepärchen, das draußen geblieben war zum Rauchen und alles versäumt hatte, schaute sie fragend an. Lustig, sonst waren die am Raucherhof immer die, die alles wussten. Die hier hatten alles verpasst. Die Zeiten änderten sich wohl wirklich. Sybilla ging weiter, lief weiter. Fand sogar ihr Auto und verließ die Szene wie eine Verbrecherin auf der Flucht vor Vergeltung mit quietschenden Reifen. Wohin, wusste sie nicht. Wie weiter, wusste sie noch viel weniger.

Wie gut, dass am Montag nach der lebenseinschneidenden Geburtstagsfeier Sybillas Karenzzeit endete

und sie sich aufgrund des Ereignisses am Wochenende im Job so verhalten konnte, wie es von einer Mutter, die an ihren Arbeitsplatz zurückkehrt, erwartet wurde. Dass ihre allgemeine Orientierungslosigkeit, ein oftmalig überstürztes Verlassen des Arbeitsplatzes und ihre gedankliche Abwesenheit auf ihren Mann und nicht ihr Kind zurückzuführen war, verriet sie nur den Kolleginnen, mit denen sie ohnehin die ganze Zeit über Kontakt gehabt und sich auch mal getroffen hatte. Die ein bisschen Bescheid wussten. Nicht alle Details kannten, aber das große Ganze erkannt hatten. Sie standen ihr zur Seite und bauten eine Art Schutzwall um Sybilla. Nahmen ihr Arbeit ab und sie in den Arm, wenn es nötig war. Alle anderen waren sehr zufrieden mit Sybillas Performance, weil sie ein Abziehbild dessen kriegten, was sie erwarteten.

Erst mit der Zeit sprach sich allgemein herum, was sich in Sybillas Leben abgespielt hatte und was der eigentliche Grund für ihr Arbeitsverhalten war. Da konnte sie nun selbst wählen, was schlimmer war:

- Verständnis gegenüber der Mutterschaft von Menschen, die weder Mutter noch Vater waren und somit ahnungslos
- Mitleid gepaart mit dem Verlangen jedes dreckige Detail der Trennung zu erfahren.

Bei Sybilla kam beides nicht so recht an, denn sie war anderwärtig beschäftigt. Nach den ersten harten Wochen des Trennungsschocks konnte sie sich zumindest im Job arrangieren. Was wohl daran lag, dass diese zweite der beiden neuen Situationen in ihrem Leben nicht wirklich neu war. Sie hatte das alles schon mal getan, jahrelang gearbeitet und die Pause von drei Jahren fühlte sich an wie wenn es sie nicht gegeben hätte, Nur bisschen länger Urlaub genommen hätte.. Gut, es gab ein paar mehr neue Gesichter als man nach ein paar freien Tagen erwarten würde, aber ansonsten waren die Trottel noch immer Trottel, die Guten noch immer gut und vor allem die

Projekte more of the same. Eines war sogar same-same. Sie selbst hatte es noch vor ihrem Mutterschutz begonnen. Als sie deswegen bei ihrem Kollegen nachhakte, war der schockiert. Erst Sybilla machte ihm bewusst, dass drei Jahre seines Lebens vergangen waren. Somit stand fest: „Und täglich grüßt das Murmeltier“ basiert auf einer wahren Geschichte.

Nachdem der erste Schock also verdaut war und die Trennung, den üblichen Weg ging, schaffte es Sybilla, sich wieder zu konzentrieren und machte ihren Job wie eh und je – natürlich in weniger Stunden. Denn, so musste sie feststellen, 30 Stunden zu arbeiten, war wie 40 mit weniger Kaffeepausen. Wo sie sich früher mal Zeit gelassen und getrödelte hatte – weil sie die Zeit dafür eben gehabt hatte, legte sie jetzt einen Zahn zu und erledigte Sachen gleich, statt sie aufzuschieben. Was auch viel brachte, war, ihre Kollegen dazu zu animieren, in Besprechungen bei der Sache zu bleiben. Drohte ein Meeting in themenfremde Gefilde abzugleiten, etwa dahingehend, was eine der Beteiligten fürs Wochenende plante, so brachte Sybilla das Gespräch wieder back on track und zurück zum eigentlichen Zweck. Und plötzlich war alles in einer halben Stunde erledigt. Oder es war sich zumindest auf die Punkte geeinigt, die als nächstes und akut anzugehen waren. Sehr zeitsparend und gleichzeitig gut für einen regelmäßigen Herzschlag war auch der Verzicht darauf, zwischendurch social medial zu surfen. Außerdem war es ein Leichtes, dem Kollegen nur fünf Minuten zu geben, um von seinem Leid, eine passende Hose zu finden, zu berichten anstatt wie früher eine halbe Stunde. Das alles geschah nicht anhand einer Liste à la “meine guten Vorsätze fürs neue Arbeitsjahr”, die sich Sybilla gemacht hatte, es passierte automatisch. Denn sie wusste jeden Tag, dass sie noch etwas Besonderes vorhatte: Einen Kinderkopf rechtzeitig mit tausend Küssen bedecken. Gut, danach wurde darüber gestritten, was es zum Abendessen geben würde – nicht schon wieder Brot! – aber das Versinken in einer alles gebenden, alles nehmenden Umarmung machte auch das wett.

Diese Beweiserbringung des effizienteren Arbeitens dank – nicht trotz! – Mutterschaft half nichts, das Weltbild ihres Chefs gegenüber arbeitenden Müttern zu verändern. Sie erbrachte in geringerer Zeit

dieselbe Leistung und sie blieb doch hauptsächlich die, die früher ging. Sie zeigt vollen Einsatz, hatte Spaß beim Arbeiten, mit ihren Kolleg:innen und sie blieb doch hauptsächlich die, der etwas anderes wichtiger war als der Job. Das war das, was zu zählen schien. Nicht, wie du deinen Job machst, sondern welche Priorität er in deinem Leben hat. Nur so ließ sich die Reaktion ihres Chefs in einem Job-Interview erklären. Sybilla hatte es für eine Freundin mit Kind vermittelt. Da hatte sie noch geglaubt, dass wahrgenommen wurde, dass sie ihren Job hier gut machte und die Firma sicher kein Problem damit, eine Mutter einzustellen. Doch ihre Freundin wurde mit den Worten abgeschaselt:
„Mit Müttern haben wir keine guten Erfahrungen gemacht.“

Warum ihre Freundin dann überhaupt zum Bewerbungsgespräch geladen worden war, blieb ein Rätsel. Warum hatte man mit ihr reden wollen, wenn sie doch behindert war und damit für schlechter fähig gehalten wurde? Es war auch nicht so, dass ihr Wunsch nach Teilzeit erst beim Kennenlern-Termin offenbart wurde. Schon davor war allen Beteiligten klar, dass sich hier eine Mutter bewarb. Sybilla kam das Kotzen. Jetzt war das Gefühl wieder zurück, das sie so gut kannte und vergessen hatte. Fast wünschte sie sich, wieder mitten in der Trennung zu stecken, um diese Ungerechtigkeit unter ferner liefen einreihen zu können. Unter Tränen und vollends eingenommen von den Fragen: „Wer bekommt die Tochter wann?“, „Wer behält die Wohnung?“ und „Wie soll sich das alleine alles finanzieren lassen?“. Bei all diesen Unsicherheiten war die weibliche Ungleichberechtigung in der Arbeitswelt in ferne Tiefen gesunken. Und das, obwohl es nach Sybillas Einschätzung und aufgrund befreundeter Vergleichswerte eine Trennung von niedrigem Schwierigkeitsgrad gewesen war.

Nach dem Eklat an seiner Geburtstagfeier und nachdem sich alle Gemüter etwas beruhigt hatten, schafften Sybilla und ihr zukünftiger Ex-Mann es tatsächlich, sich gesittet zu unterhalten und die Reste ihres bisherigen Lebens zusammenzuklauben und neu zusammzusetzen. Natürlich gab es den ein oder anderen emotionalen Höhepunkt, aber dem folgte, wie nach einem physikalischen Gesetz, wieder ein Abflachen der Aufregungskurve

auf einen Level, auf dem man sich unterhalten konnte. Das Schwierigste und Langwierigste an der ganzen Sache war, ihm zu verdeutlichen, dass es keine Wiedervereinigung geben würde. Nicht, weil er sie betrogen hatte. Diese Handlung konnte sie schließlich aus eigener Erfahrung 100%ig nachvollziehen. Gerade deshalb wusste sie, dass die Affäre nur der fallende Dominostein aber nicht der Impuls war. Der Finger, der schließlich alles zu Fall brachte, war ihre gegenseitige Lethargie gegeneinander gewesen. Sie hatten sich einfach nicht mehr umeinander gekümmert. Sybilla nicht und ihr Mann auch nicht. Immer und stets hatten sie den leichteren Weg genommen. Jede:r den eigenen, der sie immer weiter voneinander weggeführt hatte:

- Lieber Cocktails mit einer Freundin trinken und den Mann babysitten lassen, als eine gemeinsam Date-Night organisieren und jemand zum Aufpassen checken.
- Lieber zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: An der Karriere arbeiten und die neue Assistentin bearbeiten, als Projekte mal liegen lassen und sich nach Hause hetzen, damit man die Frau noch müffelnd auf dem Sofa erwischt, statt schnarchend im Bett. Letzteres zumindest frisch geduscht.
- Lieber laufen gehen, wenn man Lust hat, als dem Mann zu verstehen geben, dass man Lust hat. Der Mann verstand manchmal sehr schlecht.

Vielleicht, wahrscheinlich sogar, hätten sie das alles in Wirklichkeit mit etwas Kommunikation schon geregelt gekriegt. Aber Sybilla hatte nicht die Kraft, sich dafür von der Couch hochzurappeln und er hatte auch nicht die Muse dafür, Zeit in ihre Beziehung zu investieren. So war irgendwann die Null auf dem Liebeskonto erschienen. Sie hatten nichts mehr gemeinsam. Keinen Spaß mehr aneinander, keine Lust mehr aufeinander, kein Ziel mehr miteinander. Miteinander alt werden empfand Sybilla nicht als anstrebenswerten Horizont. Und auch die Tatsache dieselben Menschen nicht zu mögen, war nichts, worauf man eine Beziehung – wieder – aufbauen sollte. Aber erklär das mal jemanden, der das nicht so sieht. Denn er fand, sie hätten die Wohnung gemeinsam und natürlich ihre Tochter. Dass die

Wohnung eine Sache und keine emotionale Basis war, war leichter zu erklären, als dass ihr gemeinsames Kind sie natürlich für immer verbinden würde – mit ihrem Kind, aber nicht miteinander. Erst als Sybilla ihre Kommunikationsstrategie änderte und ihm klarmachte, dass sein Wunsch nach dem Weiterführen der Beziehung darauf gründete, dass er Angst hatte, etwas Neues zu beginnen, gewann sie an Boden. Er wollte zurück, weil das Sicherheit versprach, da wusste er ziemlich genau, was ihn erwartete. Ein Beenden hingegen bedeutete ein Neuanfangen und vor so einem durfte man auch gerne etwas unsicher sein. Das galt auch für Sybilla. Auch sie hatte Angst vor einem Re-Start. Aber bei ihr war dieses Gefühl begleitet von Zuversicht und Hoffnung. Nicht zu vergessen der Erleichterung über die Tatsache, kein Zombie-Leben mehr zu führen.

In dieser Zeit redeten sie so viel miteinander wie schon seit Jahren nicht mehr und Sybilla musste feststellen, dass sie sich da einen guten Kerl ausgesucht hatte. Sie konnte sich sogar wieder daran erinnern, wie es war, ihn zu lieben. Und musste sich selbst am Krawattl nehmen und die Machete in die Hand, um den von ihr vorgetrampelten Pfad nicht selbst zu verlassen. Gut, dass sie Abschiedssex hatten und sie damit wieder ganz sicher wusste, dass sie nach wie vor nicht zurückwollte. Nicht, dass der Sex schlecht gewesen wäre, nur so wie immer eben. Aber sie wollte endlich mal wieder überrascht werden. Das Verlangen danach war größer als die sich jetzt schon einstellende Einsicht, dass sie dieses Wie-immer vermissen würde.

Und obwohl sie das alles wusste und trotzdem wollte, kamen die Tränen. Schon am Abend vor dem Tag, an dem die, alles besiegelnden, Unterschriften getätigt werden würden, fühlte sie, wie sie in ihr aufstiegen. Sie versuchte sie wegzuatmen. Legte den Kopf in den Nacken und fächelte sinnlos mit ihren Händen vor ihren Augen herum. Atmete tief ein und aus. Rollte ihre Schultern durch, schüttelte innerlich den Kopf, doch es half nichts. Also ließ sie die Tränen raus und packte die kühlende Augenmaske aus. Damit waren die Tränensäcke am nächsten Tag zwar weggefroren, aber das Verlangen zu weinen brodelte noch immer unter der Oberfläche. Verdammt zu nah unter der Oberfläche. Es waren Abschiedstränen,

keine Verlusttränen. Und es wäre nur menschlich mit ihnen in den Augen bei der eigenen Scheidung aufzutauchen – auch wenn man sie maßgeblich mitprovoziert hatte. Aber wie immer hatte sie keine Lust, sich zu rechtfertigen und erfand kurzerhand einen toten Menschen. Der Bruder einer guten Freundin war überraschend und viel zu jung gestorben, erzählte sie, während sie sich durch die zu signierenden Unterlagen schniefte. Ihr nunmehr Ex-Mann beäugte sie misstrauisch, traute sich aber auch nicht menschlich zu sein und nachzuhaken. Stattdessen verhielt er sich gesellschaftlich korrekt. Borgte ein Taschentuch bei der Anwaltsgehilfin und reichte es ihr. Somit wurde die Trennung mit ganz persönlichen Trompetenfanfaren besiegelt.

Nachdem Sybilla nach Jahren wieder ein geregelteres Leben führte, das nirgendwo hinführte, kam der Frust darüber wieder zurück.

Sie erinnerte sich daran, wie sie einem ihrer Kollegen bei ihrer Rückkehr offenbart hatte, dass drei Jahre vergangen waren, was er mit Staunen quittiert hatte. Jetzt waren für sie drei Jahre vergangen und auch sie konnte nicht glauben, womit sie all die Zeit verbracht hatte – mit nichts. Natürlich, es war viel passiert, aber wesentlich geändert hatte sich doch nichts. Sie war noch immer dort, wo sie gewesen war. Alleiner als früher, aber sonst war alles beim Alten. Wenn sie dabei wenigstens an einem Strand sitzen würde. Eine aufgeschlagene Kokosnuss in der Hand und die Augen auf ihr Mädchen gerichtet, dass in der Brandung mit den Wellen nachlaufen spielte. Dann würde sich dieses Ergometer, auf dem sie meinte zu sitzen, nicht so fies anfühlen. Sie radelte und radelte, aber am Ende der Strecke war sie nicht vorangekommen, sondern einfach nur ein weiterer Tag an ihr vorbeigezogen. Dazu kam, dass das Fitnessstudio, in dem sie ihr Leben verbrachte, seine Mitgliedschaften staffelte: Ab einem gewissen Alter war es schwerer, Zutritt zu gewissen Bereichen zu erlangen. Wer da rein wollte, musste sich so richtig anstrengen. Und zwar anstrengen, gleich zu bleiben und sich nicht zu verändern. Und das, bei einem sportlichen Gegenwind, der einem die Haut zerzauste, das Haar ergraute und die Muskeln erschlaffte.

Vielleicht musste man einfach absteigen von diesem Rad des Grauens, um irgendwohin zu gelangen. Um festzustellen, dass das Ziel vielleicht gar nicht das Ankommen sondern das Vorankommen war. Aber auch das Vorankommen stellte Sybilla vor größere Probleme:

- Beziehungstechnisch war sie in etwa noch dort, wo sie vor drei Jahren gewesen war. Dass kein Ehemann mehr an ihrer Seite war, hatte nur die Ingredienzien geändert, nicht aber das Ergebnis. Das bedeutete, sie verbrachte ihre Abende und Wochenenden immer noch mit ausstehenden To-dos und

dann, wenn sich eine kurze Abzweigung auf die Couch nicht mehr ausging, direkt im Bett. Oder aber sie traf sich mit Freundinnen, die mit mehr oder weniger denselben Problemen kämpften. Die Treffen liefen also darauf hinaus, dass sie ihren Ist-Zustand gemeinsam frustriert debattierten oder amüsiert kommentierten.

- Sextechnisch war sogar kurz- bis mittelfristig ein Abstieg erfolgt. Markus lief plötzlich nicht mehr um die Zeit, in der Sybilla ihn sonst auf seiner Laufrunde fand. Ob es daran lag, dass er zu oft allein blieb, weil Sybilla ihn lange nicht begleiten konnte, weil sie im Zuge der Scheidung jegliches Gefühl für Zeit und Raum und Lust verloren hatte, wusste sie nicht. Vielleicht fehlte ihm auch einfach der Kick mit einer verheirateten Frau zu schlafen oder aber er hatte Angst, dass Sybilla jetzt, da sie frei war, ernsthafte Gefühle für ihn entwickeln könnte. Was für ein Trugschluss, den nur ein Mann ziehen konnte. So dachte zumindest Sybilla ganz sexistisch, weil sie Frauen einfach eine höhere emotionale Intelligenz zusprach. Als ob sich das Herz schon jemals an vernünftige Gebote gehalten hätte. Jedenfalls erlebte sie das, was Markus wahrscheinlich schon zu einem früheren Zeitpunkt widerfahren war: Sie stand zur üblichen Laufzeit am üblichen Ablaufort wie bestellt und nicht abgeholt. Mehrmals. Frustriert startete sie alleine los. Immer schneller, um den Sexgedanken wegzulaufen. Dann lief sie Markus zufällig bei einem großen Jahrmarktsfest der Stadt über den Weg und fand heraus, was geschehen war – nachdem sie die komischen Sekunden, in denen beide nicht recht wussten, was sie miteinander anfangen sollten, einfach verstreichen hatte lassen. Sie ignoriert hatten, dass sie sich noch nie wirklich miteinander unterhalten hatten, begann sie einfach ein Gespräch mit einem gezwungen klingenden, aber unverfänglichem „Lang nicht mehr gesehen“. Und schon wurde ihr der Grund dafür geliefert: Er war immer weniger gelaufen, weil es ihm allein weniger *Spaß* machte und er hatte gleichzeitig weniger Zeit dafür gefunden aufgrund eines neuen Jobs, der ihn ziemlich forderte. Die brisante Mischung

aus weniger Bewegung und mehr Stress ergab einen Bandscheibenvorfall, der ihn geraume Zeit aus der Bahn warf. Erst seit kurzem war er wieder regelmäßig zurück auf der Laufbahn, nur zu einer anderen Zeit als „Naja, du weißt schon.“ Aber das könnte er auch wieder ändern, erklärte er Sybilla und schielte sie dabei verlegen von der Seite an. Fügte mit roten Wangen hinzu: Wenn Sybilla *Lust* darauf hätte. Natürlich hatte sie Lust! Und seitdem lief sie wieder zwischen den zwei, diese merkwürdige Übereinkunft.

- Und arbeitstechnisch hatte sie auch nichts rausholen und aufholen können. Als sie gefühlstechnisch soweit gewesen war, wahrzunehmen, dass ihr die Verantwortung in ihrer aktuellen Position nicht reichte, versuchte sie wieder mehr zu erreichen. Aber mit dem Hinkefuß der Teilzeit hinaufsteigen auf einen neuen Karrieregipfel, stellte sich für sie als unmöglich heraus. Wenig tröstlich war es sich umzublicken und festzustellen, dass es vielen Frauen nicht anders ging. Die, die es geschafft hatten, hatten entweder keine Kinder oder erst welche bekommen, als sie karrieretechnisch schon weiter oben auf der Leiter standen. Und viele, ganz viele waren statt aufgestiegen ausgestiegen. Hatten sich in ihrem Metier selbstständig gemacht oder ein völlig neues Betätigungsfeld gefunden. Eines, das sich völlig natürlich ergeben hatte, das schon davor als talentierte Hobby-istin gepflegt wurde. Klassisch war, wenn eine Mama plötzlich Baby- und Kinderfotografin wurde. Oder sie hatten die Liebe zu einer Marke entdeckt und zogen glücklich und zufrieden als deren Vertreterin durch die Wohnzimmer des Landes und die Feeds ihres Bekanntenkreises. Oder sie zogen einfach nur durch die Feeds ihres Bekanntenkreises, weil sie als – früher – Bloggerin – jetzt als Influencerin ein Thema gefunden hatten, das auch andere Leute interessierte. Alles nicht möglich für Sybilla. Sie hatte kein Talent zum Fotografieren, konnte nicht verkaufen und schon gar nicht sich selbst.

Eines der wenigen „Dinge“, mit denen sie zufrieden war in ihrem Leben, war ihre Tochter. Sie genoss es, ihr beim Vorankommen zuzuschauen. Sie war ein lebender stetiger Fortschritt, mal passierte es ganz offensichtlich, mal ging es schleichend, mal war es gespickt von Frustphasen, weil auch für ein 5-jähriges Mädchen nicht immer alles eitel Sonnenschein sein konnte. Täglich lernte sie mehr, immer konnte sie mehr, wuchs und war die Augenweide für Sybillas Seele. Wie gut, dass sie sich damals für sie und diesen Weg entschieden hatte. Mag sein, dass er ihr mit Neonleuchtschildern gewiesen worden war. Mag sein, dass die Entscheidung durch ein „Pfeif-drauf“ besiegelt worden war. Mag jedoch nicht sein, dass sie es jemals bereut hatte. Keine Sekunde lang. Aber auch, wenn ihr Mädchen ihr alles bedeutete, so konnte sie Sybilla doch nicht alles geben. War schließlich auch nicht ihre Aufgabe. Im Gegenteil fand Sybilla: Es war ihre Aufgabe als Mama, ihrer Tochter zu zeigen, dass man nicht hinnehmen musste, dass man probieren sollte und auch, dass man dabei mal versagte. Schlauer zu werden, besser und vor allem zufriedener. Sie bezweckte damit keineswegs, dass aus der kleinen Person eine perfekte wurde. Den Wahn zur Selbstoptimierung wollte sie ihr eigentlich ersparen. Sie wollte, dass ihre Tochter mit sich selbst zufrieden war. Und dafür musste und wollte Sybilla mit sich zufrieden sein. Doch die Suche nach dem heiligen Gral des Lebens schlauchte sie. Arbeitete stets subkutan in ihr und weil tagsüber kein Platz dafür war, hielt sie ihr Streben nach Mehr nachts wach. Nicht immer. Aber immer öfter erwachte sie in der Twilight-Zone.

Dann, wenn die Nacht vorbei war, aber der Tag längst noch nicht begonnen hatte, war die Ruhe vorbei. Sie versuchte, wieder einzuschlafen, das Kopfkino abzuschalten, indem sie sich auf ihre Atmung konzentrierte. Beim Einatmen eins und beim Ausatmen zwei zählte, um ja nicht auf andere Gedanken zu kommen. Denn es waren keine Gedanken voller guter Ideen. Keine Funken, die endlich einen Lichtblick am Ende des Tunnels verhießen. Nicht einmal den Tunnel verrieteten sie. Sie kannten nur einen Weg: Hinab, hinab in dunkle Täler, in denen nur Sorge und Angst herrschten. So real gefühlt, dass es ihr die Tränen in die Augen trieb. So stark und einnehmend, dass sie jedwedem Atemzählen ausweichen konnten,

indem sie einfach zwischen dem Ein und Aus kamen und sie immer wieder nach Sodom oder Gomorra entführten. Bis sie sich endlich wieder daran erinnerte, dass sie gefälligst nur bis eins und zwei zählen sollte, damit sie wieder einschlafen konnte. Schlaf – die selige Erlösung des Musseins, das Alleskannsein. Wo nichts wehtat, nichts passierte und alles möglich war. Sie war schon immer eine rege Träumerin gewesen. Ihrem Ex hatte sie einmal mitten in der Nacht einen Kinnhaken verpasst – und sich mit ihrem eigenen Lachen darüber geweckt. Er hatte es weniger lustig gefunden. Nicht, dass der Kinnhaken ihn ernsthaft verletzt hätte – nur geweckt. Immer wieder wurde er übellaunig, wenn sie die Geschichte erzählte. Sie nahm es in Kauf, denn ihr stiegen dabei immer wieder vor lauter Lachen die Tränen in die Augen. Das passiert ohnehin viel zu selten. Lachmuskelbauchweh. Das hatten ihre Träume noch nicht geschafft. Dennoch. Sie liebte die Bilder, die ihr von ihrem schlafenden Ich gesandt wurden. Staunend rekapitulierte sie im Wachzustand, was sie erlebt und wen sie getroffen hatte. Ein Traumdeutungsbuch lag immerwährend auf dem Küchentisch. Es war die beste Morgenunterhaltung, symbolträchtige Traumbilder interpretieren zu lassen. Und sie Sekunden später wieder zu vergessen. Am schönsten war es, wenn Zeit war. Wenn man nach dem Aufwachen nicht gleich aus dem Bett springen musste. Wenn man noch ein bisschen liegenbleiben und langsam in den Zustand des vollen Bewusstseins gleiten konnte. Oder wieder zurück in den Schlaf. Dann konnte man versuchen, sich die Träume zu schenken, die man träumen wollte. Am Frühstückstisch erzählten sich Sybilla und ihre Tochter ihre gegenseitigen Träume – falls vorhanden. Sie beschlich oft das Gefühl, ihre Tochter erfand ihre Träume, was egal war. Denn es erfüllte den Zweck. Und sie liebte es, ihren Geschichten zuzuhören. Wie sehr sie sich in diesen wachen Nicht-Nachtstunden, Nicht-Morgenstunden die Träume zum Weitererzählen herbeiwünschte. Doch sie war viel zu verkrampft. Ihr Kopf schien gar nicht richtig am Polster zu liegen, so sehr spannte sie die Muskeln im Hals. Aber nein, es war nicht nur die Nackenmuskulatur, jede einzelne Faser arbeitete, so dass es schien, als schwebte der ganze Körper Mikromillimeter über der Matratze. Als hätten sich die feinen Härchen überall auf der Haut aufgestellt und die Kraft entwickelt, sie

zu tragen, sie aus dem Bett zu stemmen. Um ihr zu verkünden:
„Raus, raus, raus mit dir: Wir sind unzufrieden, mach was dagegen,
so fühlen wir uns nicht wohl.“ Ihr Körper setzte sich zur Wehr gegen
das Soweitermachen und Wirdschonwerden und am schlimmsten:
Das Seizufriedenmitdemwasduhast.

Nichts. Rein gar nichts wollte Sybilla mehr als zufrieden sein: Sitzen,
schauen, das Leben vorbeiziehen lassen und dazu sagen: „So ist es
gut, so soll es sein.“ Diese Empfindung begehrte sie so sehr und sie
war verzweifelt, denn sie wusste nicht, wie hinkommen. Nicht im
Geringsten wusste sie es: Sie wusste keine Richtung, nicht, wie sie
damit anzufangen sollte, sie war völlig orientierungslos. Nachts wie
Tags. Da beschäftigte sie ihre Hände oft mit nutzlosen Tätigkeiten,
nur um das Gefühl des Stillstands ignorieren zu können. Die
bewegten Hände gaukelten Weiterkommen vor. Reine
Verzögerungstaktik, um sich davon abzuhalten, sich mit den
wichtigen Dingen zu beschäftigen. Sich einmal ernsthaft hinzusetzen
und zumindest versuchen, einen Plan zu schmieden. Erst als sie in
die Situation gezwungen wurde, war die Lösung da. Und wie einfach
sie war!

Bei dem Begräbnis ihrer Oma war die Erkenntnis gekommen. Nicht
weil ihr die unmittelbare Konfrontation mit dem Tod klar machte,
dass es das Leben einfach zu leben galt. Oder weil der Pfarrer eine
besonders inspirierende Grabrede hielt. Im Gegenteil: Weil er eine
0815-Litanei losließ, der sie nicht zuhören konnte. Der sie nicht
zuhören wollte und ihre Ohren zuklappte, ihren Geist abwandte, sich
nach innen wandte und endlich sich selbst zuhörte. Hier inmitten der
Trauernden gab es für ihre Gedanken kein Entkommen. Sie musste
hier stehen und konnte nicht vor sich selbst weglaufen. Das Handy
rausholen und eine Runde Mandalas ausmalen, um sich
abzulenken, kam wohl auch nicht unbedingt in Frage. Und so konnte
sie feststellen, dass sie ihre Oma auf gewisse Art beneidete. Sie
konnte diese ganze Mühseligkeit hinter sich lassen, hatte das Leben
losgelassen. Und da war sie, die Erleuchtung! Vor lauter Aufregung
hatte sie den Kopf gehoben und einen merkwürdigen Hicks-Ton von
sich gegeben. Die Anwesenden antworteten mit verständigen,
mitfühlenden Blicken darauf. Hicks-Töne würden wohl auch als

Trauer interpretiert. Schnell senkte sie wieder den Kopf: das Leben loslassen. Konnte sie das nicht auch einfach machen? Sie wollte so unbedingt mehr aus ihrem Leben machen, um mehr von ihrem Leben zu haben und wurde jeden Tag unglücklicher dabei. Doch vielleicht war dieses Leben einfach das falsche. Was hielt sie davon ab, das loszulassen und etwas Neues auszuprobieren? Ein anderes Leben versuchen. Einen radikalen Schlusstrich setzen, rebooten. Wenn sie einen genauen Plan gehabt hätte, hätte Sybilla wahrscheinlich gleich losgelegt. Gleich Hals über Kopf das Begräbnis ihrer Oma verlassen. Hätten die meisten sicher auch wieder als Trauer interpretiert. Vor allem, wenn sie beim Weglaufen noch ein paar Hickslaute von sich geben würde. Aber der Plan war unausgereift, nur der erste Punkt stand fest: kündigen. Schon der Gedanke daran, brachte Sybilla nah an Atemnot. Doch es führte wohl kein Weg daran vorbei.

Was sie unglücklich machte: ihr Job.

Ihre Versuche, etwas im Job zu ändern: gescheitert.

Konsequenz: ihrem bisherigen Leben kündigen.

Schrägerweise brachte sie das an das Begräbnis anschließende Ereignis mit dem schrecklich gebräuchlichen Titel Leichenschmaus der Lösung ihres Lebensproblems noch einen Schritt weiter: Dort traf sie auf ihre bunte Verwandtschaft. Die meisten Menschen, die sie gern mochte, mit denen sie nicht viel gemein hatte und gerade deswegen gern ein paar Stunden ihres Lebens verbrachte – aber nicht mehr. Einige davon waren Menschen, die so ein ganz anderes Leben als sie führten. Die sich durchwurschtelten und auch irgendwie durchkamen. Und das ganz gut eigentlich. Allesamt wirkten jedenfalls wesentlich entspannter als sie. Planlos, aber entspannter. Vielleicht war das die Lösung: Den ersten Schritt tun, ohne den nächsten zu kennen. Einfach mal losmarschieren und man wird schon sehen, wo es einen hinbringt.

Bevor Sybilla den ersten Schritt tat, musste sie freilich noch einige Berechnungen anstellen. Sie war ja schließlich nicht allein auf der Welt. Ihr Kontostand sprach jedenfalls dafür, dass sie zumindest die erste Zeit gut auf alles pfeifen könnte. Das änderte nichts an der Tatsache, dass es ihr elendig schwerfiel, dem Nicht-Plan, Taten

folgen zu lassen. Sie begann wieder damit, sich abzulenken. Putzen war dafür die erste Wahl. Sie wischte ständig über irgendwelche Oberflächen, die kaum noch die Zeit hatten, schmutzig zu werden, weichte bereits saubere Töpfe in Zitronensäurewasser ein, ordnete Ordner und beraubte sie ihres Inhalts, der ohnehin digital zur Verfügung stand. Es blieb also nicht viel von ihnen übrig. Auch sonst mistete sie aus, räumte um und gestaltete neu. Sie wirbelte Staub auf in Einsatzgebieten, die nie jemand sah, hinter Regalen, oben auf Küchenkästen und in verschlossenen Schränken. Sie wartete ungeduldig darauf, dass sich die in der Luft wirbelnden Partikel endlich niederlassen würden, damit sie wieder etwas zu tun hatte. Bis sie nichts mehr zu hatte. Die Rettung kam in Form ihres Nachbarn. Bei einem zufälligen Gespräch über den Gartenzaun hinweg, klagte er ihr verzweifelt sein Leid, dass ihm seine Putzfrau gekündigt hatte. Da schlug sie zu und bewarb sich kurzerhand bei ihm für den Job. Bot sich ihm an, denn das war's! Sie würde Putzfrau werden.

Das kostete sie natürlich einige Überzeugungsarbeit beim Nachbarn. Der verwitwete ältere Herr genoss seine Pension in vollen Zügen und machte – verständlicherweise – alles lieber als Putzen. Lieber stundenlang Kreuzworträtsel lösen, sich beibringen Apfelstrudel zu backen und mit stolzen nordischen Stecken durch den Wald zu walken. Er verstand erst überhaupt nicht, was Sybilla von ihm wollte:

- „Ich kann das machen.“
- „Was können Sie machen?“
- „Na putzen, ich putz ihnen das Haus.“
- „Aber das geht doch nicht! Sie sind doch meine Nachbarin. Und eine Österreicherin noch dazu. Und überhaupt: Sie haben doch einen richtigen Job, oder?“,

der Nachbar hatte pro Satz ein Vorurteil geschafft, dafür musste man ihn fast loben.

- „Ja, aber ich wurde gekündigt. Der Chef will eine Jüngere und ich muss mir was Neues suchen.“,

auch eine ansehnliche Performance: 2 Sätze, 3 Lügen. Oder? Das mit der Jüngeren stimmte wahrscheinlich sogar. Jeder wollte doch eine Jüngere.

„Und wissen Sie: Eine Frau wie ich, mit Top-Ausbildung und jahrelanger Erfahrung kriegt nicht so leicht etwas Neues, wenn sie ein Kind hat und noch dazu in einem gewissen Alter ist.“

Endlich mal die Wahrheit gesagt. Auch wenn sie gar nicht so leicht zu verstehen war, wenn man die Fakten so auf den Tisch legte. Fand sie. Ihr Nachbar allerdings nickte das erste Mal verständnisvoll.

Dranbleiben, nachlegen, Emotionen wecken:

„Mein Mann ist mit den Alimenten hintennach und die Kleine fängt mit der 1. Klasse an, sie braucht jetzt dringend mal eine Schultasche.“

Fast gruselig, wie ihr die Lügen nur so über die Lippen flossen. Keine Wimper zuckte. Ja, verdammt, sie wollte diesen Job und wie immer siegten die lieben Kleinen. Die Schultaschen-Story hatte ihn geknackt. Natürlich hatte er angeboten, die Schultasche zu zahlen – bis er gehört hatte, was Schultaschen heutzutage so kosten können. Ja, sie konnte sich noch gut an den Schlag erinnern, den ihr diese Info versetzt hatte. 300 Euro für eine Tasche, in der Kinder Bücher hin und her schleppten, die sie eigentlich nicht mehr brauchten, weil man z.B. auch mit Tablets – 3.000g pro Stück – arbeiten könnte, war einfach wirklich gesalzen. Dann wollte er ihr das Geld leihen und sie erwiderte gewitzt, sie könne es ihm nur mit Arbeit zurückzahlen. Sie führte ihm noch mal die Win-Win-Situation vor Augen: Er suchte eine Putzfrau, sie wäre gerne eine. Und dann natürlich wieder die Kleine. Die ewig traurig wäre, wenn sie keinen Easy-Back-Bag haben könnte. Und wenn ihre Wangen rot wurden bei all den G'schichtln, dann nur, weil sie sich mit aller Leidenschaft in diesen Ring warf. Was sich auszahlte. Anscheinend konnte sie sich als Putzfrau viel besser verkaufen als in ihrem bisherigen Beruf. Die Weichen waren gestellt, der Fetzen war sozusagen eingetunkt und bereit um damit loszuwischen.

Putzfrau! Warum war sie eigentlich nicht gleich draufgekommen? Der Job, in dem es keine Männer gab! Weit und breit nicht. Nicht einmal eine männliche Bezeichnung dafür. Auch die Synonyme waren weiblich: Zugehfrau, Perle, Bedienerin. Erst wenn es um „höhere“ Tätigkeiten als wischen und fegen ging, wenn eine

Managementkomponente mitspielte, wurden die Männer präsent. Wobei Butler heutzutage wohl ein ziemlich seltener Job war. Also auch kein Konkurrenzdruck von dieser Seite. Gab es noch ein Feld, das den Frauen so sehr überlassen wurde wie das Putzen? Friseur war noch immer ein klassischer Frauenberuf, trug aber oft und trotzdem den männlichen Artikel. „Ich geh zum Friseur“, sagte man, um sich dann über den Fön hinweg schreiend mit der Friseurin über den demnächst anstehenden Urlaub zu unterhalten. Was gab es sonst? Die Krankenschwestern erhielten mittlerweile Unterstützung von Pflegern und waren selbst dazu geworden. Es gab nichts Weiblicheres als eine Putzfrau. Und das würde sie nun werden.

Beziehungsweise war sie das schon lange, nur für sich und ihre Familie. Nun wollte sie ihr Tätigkeitsfeld geographisch erweitern. Sollten auch andere von den Fähigkeiten profitieren, die sie sich jahrelang angeeignet und perfektioniert hatte. Putzen war nichts, was sie gern tat, aber in der vielen Zeit daheim hatte sie festgestellt, dass sie es einfach lieber sauber und adrett hatte. Außerdem war Putzzeit Sybilla-Zeit. Zeit, in der sie niemand mit anderen Aufgaben behelligte und so konnte sie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: Es wurde sauber & adrett und man hatte Ruhe. Denn während man saugte, wischte und auch mal die Waschmaschine auseinandernahm, weil sich ein kleiner Kindersocken verfangen hatte, wurde man selten gestört.

Sie war oft ins Putzen geflüchtet – nicht nur, um Entscheidungen hinauszuzögern. Auch, wenn sie eigentlich nichts machen wollte. Denn nichts machen war einfach nicht drin mit Kind. Rumsitzen und für sich sein, funktionierte in 9 von 10 Fällen nicht. Ließ sich Sybilla in einen Stuhl fallen und legte ihre Beine hoch, sah das ihre Tochter, auch wenn sie gerade nicht im selben Raum war. Kaum waren die Füße in einem angenehmen Winkel nach oben verwahrt, erschien der kleine Lieblingsmensch auf der Bildfläche und wollte. Wollte vorgelesen bekommen, Hilfe bei einem Projekt oder auch einfach nur das, was sie gerade machen wollte, auf Mamas Schoß machen. Hier auf diesen Oberschenkeln, die Zuhause hießen und absolute Sicherheit garantierten, zeichnete, aß und knetete es sich einfach am besten. Und natürlich sagte Sybilla ihrer Tochter manchmal, dass

es jetzt nicht ging, dass sie gerade ein paar Minuten für sich brauchte. Ihre Tochter achtete das auch – ein paar Minuten lang. Wenn sie mehr Zeit wollte, musste die Zeit mit offensichtlich sinnvollen Tätigkeiten gefüllt werden. Wenn wiederum ihre Tochter Zeit wollte, benutzte Sybilla das Putzen auch mal als Ausrede. Nicht immer. Aber wenn sie das Buch, das sie bereits vier Mal an diesem Tag gelesen hatten, noch einmal vorgelesen bekommen wollte, dann sagte Sybilla, dass sie jetzt bügeln müsste. Auch wenn ihre Blusen locker noch ein paar Tage abliegen konnten. Wer trug schon Blusen, wenn er den ganzen Tag daheim war? Oder sie flüchtete zu ihrem Freund, dem Staubsauger, wenn ihre Tochter Als-ob-Uno spielen wollte. Das war Uno nach selbst aufgestellten, maximal variablen Regeln. Das Kind erfand sie im Moment des Kartenablegens. Das war eine Runde lang ganz unterhaltsam und faszinierend. Aber eine zweite Runde hielt Sybilla selten aus. Denn der Witz an der Sache war erzählt und er wurde nicht besser, wenn man ihn immerfort und noch einmal erzählte. Am schlimmsten allerdings fand Sybilla das Puppenspielen. Das wurde fix abgelehnt mit dem Hinweis darauf, dass ein Putz-Task ausstand und jetzt sofort zu erledigen war. Sie wusste nicht, wieso sie das Spielen mit Puppen so überhaupt gar nicht haben konnte. Sie wusste wohl, dass sie es als Kind selbst gern getan hatte, sie hatte ihre Barbies geliebt. Jetzt ließ sie der Gedanke daran, sich um Annabelle, Valentina und Mia zu kümmern, erschauern. Sie wollte partout in keine der Puppenrollen schlüpfen, Mama und Kind mit ihnen spielen oder irgendein anderes gesellschaftliches Layout mit dem Spielzeug nachstellen. Auch für Ankleiden und Frisieren der kleinen Pseudo-Plastikkinder konnte sie sich nicht erwärmen. Mit den Worten „Ich muss jetzt endlich mal die vielen Kilo Brösel aus den Küchenschubladen saugen.“, sagte sie ihrer Tochter ab. Oder mit einer anderen Ausrede. Meist ergänzt von „Mach das doch mit der Oma, wenn sie da ist.“ Denn die Omas, jede einzelne von ihnen, waren wesentlich motiviertere Puppenspielerinnen. Da ging der Einsatz sogar soweit, dass die kleinen Dinger die Haare gewaschen bekamen – war dringend notwendig – und in Kellern und auf Dachböden nach Puppenkleidern gekramt wurde. Schließlich brauchten sie etwas zum Umziehen, konnten ja nicht dauernd im selben Gewand im Kinderzimmer

rumsitzen. Sybilla beobachtete das alles fasziniert und unendlich dankbar. Sie dachte viel nach während sie putzte. Denn das herrliche an dieser Tätigkeit war, dass man, aufgrund der dafür marginal erforderlichen Gehirnaktivität, seinen Gedanken nachhängen konnte. Ja, die mechanischen Tätigkeiten unterstützen den freien Fluss des Treibenlassens sogar. Narrenkasterl schauen ging wunderbar, wenn man tatsächlich in den Kloabfluss blickte. Und was sie dort sah, gefiel Sybilla: Freiheit.

Die neue Verantwortungslosigkeit war wunderbar. Einfach nur machen. Und wenn man mal nicht machte, passierte auch nichts. Keinerlei Konsequenzen. Keine Kolleginnen, die unverhofft für einen einspringen mussten, keine Deadlines, die nicht gehalten werden konnten, kein Auftürmen von Arbeit durch Abwesenheit. Nur zeitliches Verschieben der Wisch- und Putzarbeiten. Saugte man das nächste Mal eben mehr Staub.

Früher hatte sie sich oft krank ins Büro geschleppt, weil irgendetwas unglaublich Wichtiges unbedingt erledigt werden musste. Und wenn sie nicht käme, würde eine ihrer Kolleginnen oder Mitarbeiter darunter leiden oder im schlimmsten Fall Mist bauen und den müsste dann erst recht sie ausbaden. Da war es besser, sich gleich triefnasig vor den Rechner zu setzen.

Jetzt kurierte Sybilla sich ordentlich aus, wenn sie mal ein Wasauchimmer erwischte. Sie entschuldigte sich einfach bei ihren Kund:innen und verschob um eine Woche. Länger dauerte es meist nicht, um wieder auf die Beine zu kommen und in die Gummihandschuhe zu schlüpfen. Wenn sie dann wieder an die Arbeit ging, kassierte sie in manchen Häusern ein mächtiges Trinkgeld. Das erste Mal war sie erstaunt darüber: War das fürs Gesundwerden? Mittlerweile glaubte sie, es war einfach für ihre Rückkehr an den Arbeitsplatz. Gute, verlässliche Putzfrauen wie sie waren schwer zu kriegen. Was sie schon Anfragen abgelehnt hatte! Sie hatte jetzt die Macht, jemanden aus freiem Willen zu enttäuschen. Auch ein völlig neues Vergnügen, von dem sie nicht bedacht hatte, dass es mit diesem Job einher gehen würde.

Putzfrau sein war die pure Gelassenheit. Sie wusste nicht mehr, wann sie das letzte Mal in ihrem Leben so gut geschlafen hatte. Es

gab keine Termine mehr, die sie nachts weckten, obwohl sie erst am nächsten Tag stattfanden. Keine Projekte, die so viele Überstunden verlangten, dass sie während des Arbeitens spürte, wie ihre Zornesfalte zwischen den Augenbrauen wuchs und wuchs und zur Furche anwuchs. Und es gab keine Kolleginnen, die man nicht mochte, aber so tun musste, als ob man sie mochte, weil man seinen Job nicht verlieren mochte. Alles Schnee von gestern. Nun plätscherte das Leben lieblich dahin.

Nur eben mit mehr oder weniger Dreck. Mit mehr oder weniger zufriedenen Kunden, die im Laufe der Zeit zu ihr gefunden hatten. Ihrem ersten regelmäßigen Auftrag beim Herrn Nachbar waren ohne ihr Zutun bald weitere gefolgt. Sie war einfach weiter und weiterempfohlen worden. Konnte sich mittlerweile aussuchen, wo sie arbeitete. Auch das war beruhigend. Kein Streben mehr, kein Versuchen mehr, mehr aus sich zu machen – einfach nur machen. Sauber machen war für sie wie mit sich selbst reine zu machen. Runterzukommen. Sich nicht von übernächsten Dingen belasten zu lassen. Zumindest nicht mehr im Job.

Sybilla war jetzt einfach Putzfrau. Sie mochte es besonders, extra dreckige Dinge sauber zu machen, wenn das Putz-Ergebnis beeindruckte. So ein richtig versiffter Backofen, in dem sich das Fett der letzten Jahre in schwarzen Schlieren eingebrannt hatte. Wo verbrannte Teigreste mit den Bröseln einst aufgebackener Semmeln einen ganzen Laib Brot ergeben könnten und Käsespritzer so regelmäßig auf allen Backofenwänden verteilt war, dass der Eindruck einer kontrollierten Explosion entstand. Oder dreckige Fenster! Richtig dreckige Fenster, an denen schon Generationen von Insekten ihr Ende gefunden hatten und sich der Staub vertrockneter Regentropfen zu einer einzigen zusammenhängenden Fläche vereinte, so impertinent und undurchdringlich, dass ein Extra an Vogelkacke keinen Unterschied mehr machte. Solche Fenster zu putzen, bedeutete, wieder Licht in die Wohnung zu bringen. Das war befriedigend: Licht bringen. Noch lieber mochte Sybilla es aber, versteckte Ecken sauber zu machen. Dort, wo sich der Staub in unterschiedlichen Schichten abgesetzt hatte und man den Untergrund, auf dem er lag, gar nicht mehr richtig erkennen konnte. Wo er sich vermischt hatte mit den fetten und nassen Dämpfen

seiner Umgebung, sodass er nicht mehr leicht und unbeschwert war, wie man es von Staub kannte. Kein Pusten konnte ihn bewegen. Er hatte sich festgesetzt und war gekommen, um hier zu bleiben. Nicht mit Sybille: Zuerst rückte sie ihm mit dem Staubsauger zu Leibe, um das Größte zu entfernen. Mit dem blanken Saugrohr malte sie schlängelnde Schlangenlinien in die Staubsedimentschichten, um bis zum Untergrund vorzustoßen und dann mit der kleinen Bürste – eine ohne Filzbeklebung – nachzurücken. Erst danach und zum Schluss kam der nasse Fetzen und brachte das ursprüngliche Antlitz des Regalbodens oder der letzten Ecke des begehbaren Schrankes wieder tadellos zum Vorschein.

Doch solch Putzereignisse waren selten. Meist ging es um eintöniges Saugen und Wischen, denn durch die regelmäßigen Abstände, in die sie in ihre Haushalte bestellt wurde, konnte sich gar kein echter Dreck ansammeln. Kaum eine Herausforderung bildeten die harmlosen Kaffeeflecken auf den Fliesen und der Staubnebel am Nippes. Hier war es besonders wichtig, die Deko wieder genauso hinzustellen, wie sie gestanden hatte. Die allerwenigsten Kunden mochten Neuarrangements. Veränderung war unerwünscht. Da für sie die Veränderung ihres Lebens wie eine Rettung gewesen war, brachte sie manchmal absichtlich Unordnung in festgefahrene Platzierungen. So als kleiner Wink ordnete Sybilla das Besteck neu, versteckte die Zahnbürste im Bad in einer Lade oder drehte all die Gesichter der Figürchen in einem Setzkasten zur Wand. Bei einer Kundin gab es überall diese schrecklichen lebensnahen und doch so tot wirkenden Puppen. In ihrem Outfit aus dem vorletzten Jahrhundert saßen sie stumm und starr auf diversen Stühlen, begrüßten einen im Vorzimmer und zwei davon, Sissi und Paul, zierten sogar das Bett. Einmal hatte sie eine Liebesszene mit den beiden arrangiert. Aber nicht passend zu den Puppen im unschuldigen Jane-Austen-Stil ewiger Liebe, sondern eher so Marke Josefine Mutzenbacher: Paul lag rücklings am Bett und Sissi ritt ihn mit hochgeschobenem Rock. Eigentlich wollte sie die Hündchenstellung, aber dafür hatten die beiden einfach zu wenige Gelenke im Polyesterleib. Wahrscheinlich wäre ihr mit ein paar Schnüren etwas Eindrücklicheres gelungen, aber sie mochte 50

Shades of Grey nicht. Ihr war schleierhaft, warum manche es mochten.

Das nächste Mal als sie die Kundin besuchte, saßen die Puppen wieder brav nebeneinander am Bett. Nicht einmal Händchen halten durften sie, die Armen. Also spreizte sie Sissis Beine, legte Pauls Gesicht in ihren Schoß und konnte nicht umhin, ihn zu ermahnen: „Nicht zu schnell machen. Schön langsam, bedächtig und mit Nachdruck.“ Das war wohl zu viel, denn das nächste Mal fand Sybilla ein Zettelchen auf dem Küchentisch. Schon vom Gang aus, als sie sich die Schuhe auszog und in Hauspatschen schlüpfte, sah sie es schon dezent mit einer aufgedrehten Ecke des Papiers winken. Zu neugierig, um zu warten, lief Sybilla mit einem bepatschten und einem beschuhten Fuß in die Küche, um zu lesen was da stand. Da stand:

Bitte NUR

- Staubsaugen & Boden wischen
- Bad & Klo
- Kühlschrank mit Hygienereiniger
- Danke!

Mehr nicht. Nur ein NUR. Und eine neue Aufgabe – der Kühlschrank – der ihr wahrscheinlich die Zeit fürs Puppenarrangieren rauben sollte. Keine Mahnung, schon gar kein Aufkündigen des inoffiziellen Vertragsverhältnisses. Dafür putzte sie einfach zu gut, sie durfte sich anscheinend auch mal an Puppenporno versuchen. Lieb, wie sie manchmal war, ließ sie die Puppen diesmal sogar anständig bleiben. Einige Male sogar, ließ sie sie bleiben, um die Kundin in Sicherheit zu wiegen. Aber die war nur trügerisch. Beim überüberübernächsten Mal gingen Sissi und Paul wieder zur Sache und sie hinterließ eine Notiz:

Hab alles, wie gewünscht erledigt. XXX

Nicht immer waren die Veränderungen, die sie hinterließ, so markant. Und so war die Notiz der Puppenkundin das meiste, das sie je provoziert hatte. Es solle doch bitte alles so bleiben wie es immer gewesen war. „Natürlich, natürlich.“, gab sie zu verstehen und putzte den Badezimmerspiegel trotzig entgegen den Vorgaben des

Hausherrn eines anderen Haushalts. Das war ein ganz pedantischer mit sehr genauen Vorstellungen. Beim ersten Besuch musste sie ihm minutenlang zuhören, wie er ihr erläutert hatte, wie der Spiegel am besten blitzblank zu kriegen sei. Überhaupt war das Kennenlern-Date bei dieser Familie eine einzige Erläuterung, durch die sie sich stumm genickt und den Ausführungen vordergründig interessiert gelauscht hatte. Hintergründig gefragt hatte sie sich, ob es das Prozedere wohl verlangsamten oder beschleunigen würde, wenn sie einen Notizzettel zücken und alle Angaben festhalten würde. Ihre Überlegungen dahingehend, ob sie nach Schreibmaterialien fragen sollte oder einfach das Diktaphon ihres Handys einschalten, waren jäh unterbrochen worden, als der putzschlaue Mann sie darauf hingewiesen hatte, dass es wohl ungewöhnlich sei, dass er als ein Abkomme des starken Geschlechts sie in ihre Putztätigkeit einweise und das das wohl sonst eher die Frauen des Hauses machen würden.

„Das ist sexistisch.“, hatte sie gekontert und damit jede weitere Ausführung jäh gestoppt. Nachdem vom Saubermann danach nichts mehr kam, sondern er sich im Gegenteil und noch immer verdattert auf den Weg an seinen Arbeitsplatz machte, hatte sie dann einfach losgelegt. Nicht ohne ihm fröhlich und mit einem falschen Lächeln auf den Lippen nachzuwinken. Denn was sollte er sonst auch machen? Sie heimschicken aufgrund ihrer wahren Feststellung? Dafür hatte die Familie zu lange gewartet, um auf Sybillas Warteliste ganz nach oben und in den Aktivitätsstatus zu rücken. Sie waren zu froh, endlich eine Frau fürs Grobe zu haben. Dass sie sich dabei nicht an alle Vorgaben hielt, würden sie nie erfahren. Denn hier war es, wie bei den meisten Häusern: Die Bewohnerinnen ließen sie alleine und konnten nur das Ergebnis, nicht aber den Putzweg dorthin kontrollieren. Und so erhielt der Sexist einen wie gewünscht blitzblanken Spiegel nach ungewünschtem Putzablauf. Schließlich musste auch Sybilla auf ihre Zeit achten und konnte keine mit Putz-Extrawürsteln vertun. Der kürzeste Weg ist das Ziel beim Putzen war ihre Devise. Sie arbeitete genau aber pragmatisch, effektiv und effizient.

Schließlich machte sie den Job, um nichts zu bewegen, kein höheres Ziel zu erreichen. Einfach nur gebraucht werden ab und zu. Dabei wurde Sybilla nicht von allen Kunden fürs Putzen gebraucht. Einmal, hatte sie ein junger Mann zum Zuhören gebraucht. Missbraucht, wohl eher. Insofern war er also auch eine Ausnahme gewesen, was die Abwesenheit betraf. Das ging schlecht mit dem Wunsch nach offenen Ohren einher. Sobald sie seine Wohnung betreten hatte, begann er mit Reden und hörte nicht damit auf, solange sie da war. Eigentlich wäre alles in einer Dreiviertelstunde erledigt gewesen: Klar Schiff, eigentlich wohl klar Kajüte machen in der Küche, die Betten frisch beziehen, ein bisschen bügeln. Doch dann verlangte er noch danach, die staubfreien Regale abzustauben und den sauberen Teppich zu säubern und den blanken Parkettboden wollte er auch blank gewienert haben. Etwas nicht Notwendiges zu tun, war Sybilla abscheulich zuwider. Schließlich gab es genug Notwendiges zu tun. Wenn nicht hier, dann überall anders. Als beim 3. Besuch keine Änderung seines Verhaltens eintrat, sprach sie den Jungkunden darauf an. Erklärte ihm, dass sie kein Wortabfalleimer war. Redete sich ein bisschen in Rage. Da war er in Tränen ausgebrochen. Wie einsam er war und dass er niemanden hatte und nicht weiterwusste. Und da hatte Sybilla zum ersten Mal in einem Leben ein bisschen aufgeräumt und für Ordnung gesorgt. Vorher hatte sie noch als Putzfrau beim ihm gekündigt. Dann hatte sie ihm Möglichkeiten aufgezeigt, wie er ein paar Jemande finden konnte, die ihm gern zuhörten. Zuerst hatte er sich allesamt gegen alles geweigert, was Sybilla ihm vorgeschlagen hatte. Aber nachdem sie keine Lust hatte, wieder als zuhörende Putzfrau zu arbeiten und noch weniger darauf, wegen ihm ein schlechtes Gewissen zu haben, hatte sie ihn geschubst, ihn sogar bei der sprichwörtlichen Hand genommen, bis er schließlich den Wegweisern gefolgt war. Er hatte jetzt ein paar Leute zum Reden. Nicht viele, aber man braucht schließlich nur eine Handvoll – und sie gehörte auch zu diesem Freundeskreis. Er quatschte Sybilla noch immer ein bisschen zu viel, aber ein Blick genügte und er drosselte den Buchstabenfluss aus seinem Mund, um auch mal ein bisschen zuzuhören.

War dieser Kunde hinsichtlich des emotionalen Ausmaßes ein Einzelfall, war er es keineswegs in Sachen Putzaufwand. Sie hatte zwei, drei Haushalte, in denen sie in der Hälfte der vereinbarten Zeit alles erledigt hatte. Die darauf bestanden, dass sie drei Stunden putzte, auch wenn nichts mehr zu putzen war. Brauchten die eine Putzfrau, um ihre Sauberkeit zur Schau zu stellen? Sie wusste es nicht und machte sich keine Gedanken darüber, sondern nutzte lieber die verbleibende Zeit. Um davon noch mehr zu haben, erfand sie das System des abwechselnden Putzens: Sie putzte einmal akribisch genau und erledigte ihren Job beim nächsten Mal nur oberflächlich. Denn warum sollte eine Putzfrau nicht auch bezahlten Urlaub genießen. Abgesehen davon, brauchte Sybilla die Zeit. Denn sie hatte verduzt festgestellt, dass sie eigentlich gar nicht mehr als Putzfrau arbeiten musste. Es hatte sich Geld auf einer Kante gesammelt, auf einer ziemlich hohen Kante.

Sie war so etwas wie eine Bitcoin-Millionärin – nur dass sie keine Millionärin war, sondern das darunter. Wie nannte man das? 5-Nullerin? X-Tausenderin? Wahrscheinlich gab es dafür keine Bezeichnung, weil alles unter der Million nicht zählte und genau das war auch Sybillas Meinung. Sie wollte die Million knacken. Sie wollte genau 3 Millionen knacken. Das war so viel, hatte sie sich ausgerechnet, wie sie brauchte, dass sie nichts mehr musste. Nur noch leben. Sie musste wieder so schlau sein wie vor etlichen Jahren, als sie mit einigem Abstand aber doch nahe beieinander liegend, drei sehr kluge Dinge getan hatte.

1. Bitcoins gekauft.
2. Amazon-Aktien gekauft
3. Sich nicht mehr darum gekümmert hatte, weil sie nicht mehr gewusst hatte, wo oben und unten war.

Nun, als die Geräusche aus den diversen Medien für sie wieder mehr wurden als bloße White Noise und sie nicht nur wahrnahm, dass sie da waren, sondern auch wahrnahm, was da gesagt wurde, hatte sie die Luft angehalten, als der Nachrichtensprecher vom beispiellosen Siegeszug der Bitcoin berichtet hatte. Und dann hatte sie erstmals wieder auf diese Konten gesehen, die sie schon so lange nicht mehr gecheckt hatte – nachdem sie sich durch einen

beispiellosen Dschungel aus vergessenen geglaubten Passwörtern und sind-die-noch-gültig-Verifizierungen gekämpft hatte. Gut, dass sich ihr Fingerabdruck unter all dem psychischen Druck nicht verändert hatte.

Und Scheiße, was war das für ein geiles Gefühl gewesen, diese Konten zu sehen. Dieses heimliche Wachstum. Geschrien hatte sie – so laut und innig, dass sie sich selber damit erschreckt hatte. Und schnell die Hände vor den Mund geklappt hatte, als ihr schon während des Freudengeheuls einfiel, dass ihre Tochter nebenan schlief und weiterschlafen sollte. Sybilla hatte verschreckt in Richtung ihres Zimmers gelauscht, um dann auf leisen Sohlen die Lage des kindlichen Schlafs sicherheitshalber auch mit den Augen zu checken. Alles ruhig. Der Kinderschlaf hatte sich nicht unterbrechen lassen durch mütterlichen Spontan-Krawall – im Gegensatz zu Sybillas Schlaf, an den in dieser Nacht nicht zu denken war. Stundenlang hatte sie einfach nur auf ihre Konten gestarrt und sich gefreut und es nicht glauben können. Hatte sich immer wieder einloggen müssen, weil die Webseiten sie automatisch nach einer Zeit Inaktivität ausloggten. Schließlich hatte sie Screenshots gemacht, damit sie die Zahlen sehen konnte, ohne aufs Konto zu sehen. Gut war das, sogar besser als gut. Es war der wunderbare Irrsinn, der sie musiklos durchs Wohnzimmer tanzen ließ, mit einem Glas Inländerrum in der Hand. Passte nicht zu den Feierlichkeiten, aber Sybilla gehörte nicht zu den Menschen, die stets eine gekühlte Flasche Champagner für eine spontan um die Ecke kommende Feier auf Lager hatten. Und so musste der Alkohol für die Rumkugeln vor 3 Jahren mit viel Eiswürfeln herhalten. Trotz seiner betörenden Wirkung in Kombination mit den Glückshormonen stellte Sybilla noch in dieser Nacht fest, dass es nicht reichte. Dass es mehr werden müssten, wenn sie nicht mehr zu arbeiten brauchen wollte. Sie rechnete sich aus, wie viel sie brauchen würde und kam auf eine Summe, die sie nicht glauben wollte. Aber auch nach mehrmaligem Nachrechnen änderte sich nichts daran. Im Gegenteil, das benötigte Geld wurde eher größer statt kleiner, weil Sybilla immer mehr Eventualitäten einfielen, die es zu puffern galt. Und seitdem verbrachte Sybilla jede freie Minute des Tages damit, zu überlegen, wie sie aus ihrem Viel ein noch Vielmehr machen konnte.

Und weil das noch nicht reichte, verschaffte sich so viele freie Minuten wie möglich.